

Österreichische Arbeiterzeitung

Wochenblatt für das werktätige Volk ★ Mit der Beilage „Die Quelle“

Bezugsbedingungen: Für Deutschösterreich monatlich 5 1.—, vierteljährlich 8 3.—, Einzelnummer 25 Groschen
Es wird gebeten, das Abonnement im voraus zu bezahlen
Telephon: St. Pölten Nr. 76 • Postcheckkonto 175.831

Amstetten-Waidhofen

2. Juni 1928.

Redaktion und Verwaltung: St. Pölten, Seßstr. 6
Unfrankierte Briefe können nicht angenommen werden
Anonyme Zuschriften können nicht berücksichtigt werden
Telephon: St. Pölten Nr. 76 • Postcheckkonto 175.831

Nach Renner kam Geipel

Die Rede des Genossen Seipel auf unserem Landesparteitage.

Das Problem Oesterreichs ist seit dem Friedensdiktat von St. Germain: Wie man aus einem kleinen, aus einem 38-Millionen-Staat willkürlich herausgeschnittenen Stück, für 6 Millionen Menschen einen wenigstens zeitweilig bestandfähigen Staat bilden kann und — was noch wichtiger ist — wie man auf einem Stück Land mit Grenzen, die nur Unverstand und Willkür gezeichnet haben, einen leistungsfähigen Wirtschaftskörper aufbaut. Dieser Staat und seine Wirtschaft müßten so gestaltet sein, daß bis zu dem Augenblick, in dem das deutsche Volk in Mitteleuropa seine Freiheit und sein Selbstbestimmungsrecht gewonnen hat, der kleine Teil von 6 Millionen Deutsche leben und sich so entwickeln kann, daß seine Einverleibung in den ganzen Volkskörper des deutschen Reiches nicht etwa Verlegenheit, sondern Gewinn ist.

Was die Sozialdemokraten erfolgreich begonnen!

Die ersten, denen dieses große Problem gestellt war, waren Sozialdemokraten. Es war ein sozialdemokratischer Abgeordneter, Niederösterreichs, der damals an der Spitze der Regierung stand, und ohne Ueberheblichkeit können wir sagen, daß

die Leistung der Regierung Renner eine ungeheure war,

daß sie es verstanden hat, auf den Trümmern einer Wirtschaft, in der schrecklichsten Kapitalnot, ja in einer Zeit des furchtbaren Mangels an den notwendigsten Lebensmitteln und Rohstoffen dennoch den Hunger der Massen zu stillen, die Bahnen und Verkehrswege wieder herzustellen, die verwüsteten, das heißt auf die Kriegs- und Munitionserzeugung umgestellten industriellen und gewerblichen Betriebe wieder zur Friedensproduktion zurückzuführen, die fast vernichtete, ihrer Produktionsmittel beraubte Landwirtschaft, der man das letzte Stück Vieh genommen hatte, wieder aufzurichten und überdies sofort die verfassungsrechtlichen Formen für das Zusammenleben der Länder und Gemeinden in einem gemeinsamen Verband zu finden, um die Republik aufzubauen, die jedem Mann und jeder Frau — wenn schon Hunger, Not und Elend zu ertragen waren — wenigstens ein Leben in politischer Freiheit und Gleichheit sicherte.

Die „Seipelregierung“ oder das „Verbrechen an Österreich“

Die Regierung Renner dauerte nur bis zur Mitte des Jahres 1920. Im Herbst dieses Jahres wurde sie von einer Regierung abgelöst, der man schwer einen Namen geben kann. Denn, wenn man sie als eine christlichsoziale bezeichnete, würde man sogar dem Dr. Karl Lueger Unrecht tun, geschweige denn den Christlichsozialen aus der Zeit der Volksang und Genossen. Man kann

alle diese Regierungen seit 1920, auch wenn man noch so sehr ein Gegner des persönlichen Kampfes im politischen Leben ist, nicht anders nennen, denn:

„Seipelregierung“.

(Heiterkeit und Zustimmung). Dr. Seipel scheint ja selbst Wert darauf zu legen, daß man ihn als den unbestrittenen „Führer“, als den Mann anerkennt, dem alles zuzuschreiben ist, was er „Verdienst um Oesterreich“ und was „wir anderen

Verbrechen an Oesterreich

nennen. Wenn es seine Aufgabe gewesen wäre, das Aufbau-Werk von 1918 bis 1920 zu vernichten, statt es zielbewußt fortzuführen, hätte er sie glänzend gelöst. Die Jahre 1920 bis 1922 ließen dieses Regierungssystem schon äußerlich am deutlichsten erkennen an dem Sturz der Krone, an der Inflation.

Fragen Sie nicht den politischen Gegner dieser Seipelregierungen, fragen Sie nur die Männer der Wirtschaft, fragen Sie die Industriellen, die Kaufleute, die Gewerbetreibenden, deren Betriebe die Basis unserer Wirtschaft sind und lassen Sie von ihnen

die österreichische Wirtschaftspolitik, die österreichische Zoll- und Handelspolitik und seine inländische Produktionspolitik prüfen; fragen Sie was in der Frage der notwendigen Kapitalgewinnung geleistet wurde, fragen Sie insbesondere unsere Fremdenindustrie, was geschehen wäre, wenn nicht Wien durch die Messe und Wien und Niederösterreich durch die Pflege des Fremdenverkehrs geholfen hätten. Fragen Sie die Kenner unserer Wirtschaft, was man geleistet hat, um unsere größte Sorge, zu mildern, das ist die Passivität unserer Handels- und Zahlungsbilanz (Lebhafte Beifall). Die Regierungen Seipel gebärdeten sich so, als wenn sie nicht wüßten, daß Oesterreich nur als Industrie-, als Gewerbe- und Handelsstaat leben kann, aber niemals als ein Agrarstaat. Wenn Sie irgend einen Mann, der im wirtschaftlichen Leben steht, befragen, so wird er Ihnen nicht verschweigen, daß

die wirtschaftlichen Interessen der Industrie und der Städte von einer kleinen Minorität aus kulturpolitischen Gründen preisgegeben werden an den Großgrundbesitz und den Progenbauer.

Und was sind die politischen und staatsrechtlichen Leistungen der Regierung Seipel? Als wir im Jahre 1925 in schwerer gemeinsamer Arbeit der Regierung und der sozialdemokratischen Opposition endlich die neue Verfassung fertig gebracht hatten, erstand der Regierung die Aufgabe nunmehr das Ver-

waltungs-Verfassungsgesetz, das Schulverfassungsgesetz und die Rahmengesetze gemäß Art. 12 der Verfassung zu machen. Man hat für die letzteren der Regierung eine Frist von mehr als 3 Jahren gesetzt und ausdrücklich festgelegt, daß die Länder ihre Landesgesetze und die von ihnen zu treffenden Anordnungen für den Vollzug durch die Landesorgane erst dann selbständig treffen dürfen, wenn der Bund es versäumt, bis 30. September 1928 die notwendigen Rahmengesetze zu verfassen. Drei Jahre Frist, aber wie bei dem Verwaltungs-Verfassungsgesetz, wie bei der Schulverfassung, so auch hier: Wir haben bis heute, also bis 4 Monate vor Ablauf des Termins nicht einmal einen Entwurf gegeben, für ein Rahmengesetz, betreffend die Jugendfürsorge oder die Elektrifizierung, die Wiederbesiedlung,

kein Wort gehört, über die Landarbeiterversicherung, über die Landarbeiter-

ordnung,

oder das Krankenanstaltengesetz, kurz irgend eines der Rahmengesetze, die eigentlich heute längst fertig sein müßten. Für ein einziges von ihnen, für das Gesetz betreffend den Straßenverkehr, hat man endlich eine Vorlage eingebracht, aber nur, weil vom 30. September an, verfassungsmäßig das Recht der Länder auflebt, die Durchführungsgesetze und die Art der Vollziehung zu bestimmen, vor allem aber anzuordnen, welche Organe die Straßenpolizei zu besorgen haben.

Da hat man plötzlich gesehen, daß der Wiener Polizeidirektor, der aus taktischen Gründen plötzlich Herrn Seipel persönlich und politisch so sympathisch sein muß, weil die überwiegende Mehrheit der Wiener Bevölkerung ihn nicht mehr mag (Stürmischer Beifall und Händeklatschen), auf irgend einem Gebiete eine „Kompetenz“ verlieren könnte. (Gelächter). Also nicht aus wirtschaftlichen und verkehrspolitischen Gründen, aus einem ganz gewöhnlichen parteitaktischen und persönlichen Grund

hat man dem Parlament einen Entwurf für ein Rahmengesetz, betreffend das Strafenwesen vorgelegt und auf diesem Umweg soll das zweifellos feststehende Recht der Länder auf Vollziehung und Bestimmung der Vollzugsorgane beseitigt werden, wobei man noch einige Millionen Schilling österreichischer Staatsgelder gerne zu opfern bereit ist, um Gleisanlagen, Signalapparate usw. bei Straßenbahnen und Vollbahnen auf das Rechtsfahren umzustellen. Angesichts der Drosselung aller anderen notwendigen öffentlichen Investitionsarbeiten ein sauberer Plan! (Zustimmung und Beifall).

Das köstliche in der Tat ist aber der neueste Vorschlag, eine Aenderung der Verfassung: nachdem man drei Jahre nicht einen Handstreich gearbeitet hat, um die Rahmengesetze zu machen, soll

jetzt die Frist verlängert werden. (Stürmischer Widerspruch und Zwischenrufe). Beruhigen Sie sich, wir haben schon die Antwort gegeben. Wer einmal liegt, dem glaubt man nicht und wer 3 Jahre faul ist, würde im 4. nicht fleißiger werden. Nein, diese Frage soll so gelöst werden, wie sie die Verfassung vorschreibt.

Wo immer wir schauen:

Kein Fortschritt, völlige Stagnation, Negation des Aufbaues!

(Lebhafte Zustimmung.....)

Es ist ein trauriges Bild des Stillstandes in der Wirtschaft und in der Politik, ein Bild der Impotenz und des Mangels jeglicher Idee, die Dinge vorwärtszubringen. Nur in einem ist man stark und eine wirkliche

Einheitsfront, im Haffe gegen die Arbeiter.

Der Parlament hat bereits die steirischen Arbeiter begrüßt. Wer immer in Oesterreich proletarisch denkt, grüßt die Kämpfer jenseits des Semmerings in brüderlicher Solidarität. (Stürmischer Beifall). Wir alle, die Gewerkschaften und die politische Partei, wir suchen keine Händel, ja, wir wollen, daß schwere, erschütternde Kämpfe vermieden werden, aber in einem ist die organisierte Arbeiterschaft einig und fest: in der Verteidigung der Gewerkschaften und ihrer Rechte. (Stürmischer Beifall). Sie sind nicht nur notwendig im Interesse der Arbeiterschaft. Es ist ganz unabsehbar, was geschehen würde, wenn die Gewerkschaften ihre Funktion, den Klassenkämpfen die richtige Form zu geben, nicht erfüllen könnten, wenn die Träger unserer Wirtschaft nicht zielbewußt organisierte Arbeiter wären, sondern ein zugelloser Haufen verzweifelter Individuen. (Stürmischer, anhaltender Beifall).

Nun hat es nicht wenige Genossen gegeben, die der Ansicht waren, es gäbe ein Mittel, um über den toten Punkt in Oesterreich hinweg zu kommen, das sei

die Koalition.

Das Bürgertum in Oesterreich hat einen Mann, der ihm unbestritten als „Führer“ gilt, neben dem es alle anderen verblasen läßt, den es in einsame Höhe gestellt hat — und nichts ist herum zu sehen, das den Massen des Bürgerturns gleichfalls als eine Potenz erschiene. Die bürgerliche Politik leidet daher schwer an dem Mangel an Elastizität, an der Fähigkeit sich an den Wechsel der Zeit anzupassen, eventuell seine Politik, die selbstverständlich immer eine Klassenpolitik bleiben wird, den Erfordernissen der Zeit entsprechend zu modifizieren. Man hat es einigemal versucht, andere Männer an die Spitze der Regierung zu stellen, aber sie haben immer versagt. Man erinnere sich daran, wie Seipel seinerzeit mit einem Handstreich seinen „Feind-Freund“ Schober beseitigt hat.

(Lebhafte Heiterkeit).

Der Professor Seipel hat niemals ein Hehl daraus gemacht, daß er ein abgesagter Gegner

jeder Koalition ist. Es müßte also ein anderer aus den Tiefen emporgehoben und an die Spitze des Koalitionsministeriums gestellt werden. Da taucht aber die Frage auf: Könnte er auf die loyale Unterstützung Seipels rechnen? Dann wäre Seipel kein unbedingt Gegner der Koalition und könnte sie im Bedarfsfalle selbst führen? Wenn nein: Welche Schwierigkeiten hätte es, mit einem Bundeskanzler zu verhandeln, der immer am Telephon hängen müßte, um die Order des herrschenden Führers der Partei, der aber grundsätzlich gegen diese Politik ist, einzuholen oder ihm Zugeständnisse abzurufen. Nein! Der Professor Seipel ist nicht der Mann, seine Meinung zu ändern oder sie zurückzustellen und zu Gunsten einer anderen Meinung und ihres Vertreters auf bescheidenem Platze mitzuwirken. Solange Herr Seipel ein Gegner der Koalition ist, wird jeder seiner Freunde der sie führt, kläglich versagen. Nicht die Wirtschaft, nicht — was jedem bürgerlichen Politiker gewöhnlich auf der Zunge liegt — das gemeinsame „Zusammenhelfen aller, ohne Unterschied“ ist Seipels Wort; die wirtschaftlichen Interessen Oesterreichs, ja selbst die Interessen seiner Klasse sind für ihn nur sekundär — allem voran steht sein kulturpolitisches Ideal, Wirtschaft? Ja! aber turmhoch darüber stehen die Interessen der katholischen Kirche!

Die Sozialdemokraten sind ihm die Ungläubigen, die Ketzer! Sozialdemokraten als Minister, Sozialdemokraten in Amt und Würden, Ketzer als Regierende... das muß verhindert werden und wenn darob die Wirtschaft zuschanden geht. Man wird mir vielleicht einwenden, das sei keine kluge katholische Politik. Und diese Meinung hat nicht wenig für sich. In Wien, aber auch im übrigen katholischen Oesterreich mehren sich die Austritte aus der Kirche von Jahr zu Jahr. Trotz aller Versuche, die Kinder zwangsweise und unter Androhung von Strafen zum katholischen Religionsunterricht zu zwingen, gelingt es den aus der Kirche ausgetretenen Eltern dennoch, ihre Kinder für ihre Meinung zu gewinnen. Die geweihten Gewehre der Polizei treiben die Erwachsenen weit weg von dem Priester, dessen Wort nicht

das Wort des Evangeliums der Liebe ist, sondern das Wort des Hasses: „Keine Milde!“ (Stürmischer langanhaltender Beifall). Ein kleines Beispiel, aber bezeichnend: In Wien, der einst fast ganz katholischen Stadt, sind im Jahre 1927 von 100 Trauungen nur mehr 64 nach katholischem Ritus erfolgt. (Hört, hört). Man sieht, es geschehen Zeichen und Wunder. Und vielleicht entschließt sich Herr Professor Seipel doch einmal zu einer ersten Gewissensforschung, vielleicht kommt er doch mit seinem scharfen Verstand — wenn schon das Herz versagt — zu dem Schluss: Wer Haß sät, muß Sturm ernten.“ (Lebhafter Beifall.) Der ungeheure Fortschritt in dem

Wachstum der Organisationen und der Mitgliederzahl, das zeigt auch der Bericht dieses Parteitages, geht Hand in Hand mit der Zunahme der Wählerzahl. **Die Sozialdemokratie wächst, ihre Kraft steigt, ihre Macht kann sich nicht mindern.** Ob man ein Gegner oder ein Anhänger der Koalition ist, immer sieht man, einerseits, daß sie heute nicht aktuell ist, andererseits daß sie aber immer aktueller werden kann, bis einst der Tag kommt, wo sie wieder jede Aktualität verlieren wird, wie sie schon in Wien und in den großen Städten Oesterreichs verloren gegangen ist. (Stürmischer Beifall.)

Auf dem Felde der Arbeit.

Aus Harland wird uns berichtet: Am 21. Mai wollten die Arbeiter Sebastian Zuner und Alois Holzner in der Salzischen Papierfabrik in Stattersdorf auf eine rotierende Riemenscheibe einen Treibriemen auflegen, was ihnen längere Zeit hindurch mißlang. Der Oberwerksführer Ferdinand Stangl, welcher dies bemerkte, wollte ein Abgleiten des Riemens dadurch verhindern, daß er am Boden stehend, eine ca. 3 Meter lange, am unteren Ende mit einem Stachel versehene Stange in der Höhe der Riemenscheibe an die Wand spreizen und gleichzeitig an die Scheibe halten wollte. Stangl dürfte hierbei mit der Stange in die Scheibe geraten sein, weil er plötzlich einen heftigen Rückstoß erhielt, durch welchen sich der an dem ihm zugekehrten Ende der Stange befindliche, 6 Zentimeter starke Stachel in den rechten Oberschenkel einbohrte, sodas dessen Spitze ca. 3-4 Zentimeter auf der rückwärtigen Seite herausstand. Der Verletzte wurde nach Anlegung eines Notverbandes in das allgemeine Krankenhaus nach St. Pölten überführt. Die Verletzung ist an sich wohl sehr schmerzhaft, doch stellt sie sich, falls keine Infektion erfolgt ist, als eine leichte dar, da weder der Knochen noch die Schlagader verletzt wurden.

Motorradunfall des „Ferdl“.

Aus Traisen wird berichtet: Am 24. Mai um ca. 15.30 Uhr wurde die in Traisen wohnhafte Fabrikarbeitergattin Elise Baiermann, die auf der Straße Pferdewitz zusammenkehrte, von dem Zeitungshausflotten und Agitationsfahrer Franz Blaha aus Wien, der sogenannte „Ferdl vom Kleinen Blatt“, welcher mit seinem Motorrad A XXII-682 von Wilhelmsburg kam und

den Passanten und Kindern Reklamekarten des „Kleinen Blattes“ zuwarf, niedergestoßen und leicht verletzt. Auch Blaha erlitt leichtere Verletzungen an der linken Hand. Das Motorrad wurde schwer beschädigt. Den gepflogenen Gendarmereiberhebungen zufolge befand sich die Baiermann beim Herannahen des Motorrades in der Mitte der Straße und wollte, als sie daselbe hörte, rasch gegen den Bürgersteig gehen, wo sie ihr Werkzeug hatte. In diesem Moment wollte auch Blaha auf diese Seite ausweichen, wobei die Baiermann von dem Motorrad erfasst und zu Boden geschleudert wurde. Bei diesem Unfalle dürfte auch der Umstand eine große Rolle gespielt haben, daß Blaha von dem auf der Straße befindlichen Kindern, die die Karten aufsaßen, als der „Ferdl vom Kleinen Blatt“ erkannt wurde und diese riefen, ihn aufzuhalten. Ferner hat Blaha wie durch Zauber festgestellt ist, mit einer Hand die Karten abgeworfen, während er sein Rad nur mit einer Hand lenkte.

Motorradzusammenstoß in Rotheau.

Am 20. Mai um ca. 18 Uhr stießen auf der Bezirksstraße in Rotheau, Gemeinde Eschenau die Motorradfahrer Otto Hinteregger aus Annaberg und der Forsting. Karl Brunnbauer aus Lilienfeld mit drei Radfahrern zusammen, wodurch die Radfahrerinnen Olga Schwihler aus St. Pölten, Hammerweg 63, Grete Koller, ebenfalls aus St. Pölten, Hammerweg 63 und Franz Wahrlichy, St. Pölten, Teufelspferstraße 8 wohnhaft, von ihren Rädern geschleudert und leicht verletzt wurden. Hinteregger war mit seinem Motorrad B X-697 am Bankett von Rotheau gegen Traisen gefahren. Bei der Schreibfedernfabrik Ruhn & Co. kamen ihm

HINAUS mit der bürgerlichen Presse aus dem Heim des Arbeiters!!

die drei Radfahrer entgegen. Anstatt ihnen gegen die Straße auszuweichen, fuhr er ruhig am Bankett weiter. Da in diesem Moment auch noch das Personenauto B X-101 entgegenkam, versuchten die Radfahrer zwischen dem Motorrad und dem Auto durchzukommen, wurden jedoch von diesem angefahren und vom Rade geschleudert. Als Hinteregger mit seinem Motorrad vorbei war, wollte der inzwischen ebenfalls hinzugekommene Forsting. Brunnbauer mit seinem Beiwagenmotorrad B X-675, welcher hinter dem Personenauto fuhr, diesem statt auf der rechten, auf der linken Seite vorfahren, wobei er mit dem Radfahrer Wahrlichy zusammenstieß, sodas dieser vom Rade geschleudert und leicht verletzt wurde. Besonders zu verurteilen ist die Rücksichtslosigkeit des Hinteregger, welcher sich um die durch sein unvorschriftsmäßiges Fahren vom Rade geschleuderten Mädchen gar nicht kümmerte, sondern einfach davonfuhr. Den Verletzten wurde vom Gemeindefeldarzt Dr. Schlerhko aus Traisen Notverbände angelegt, worauf sie mit der Bahn nach Hause befördert wurden. Da den gepflogenen Gendarmereiberhebungen zufolge Hinteregger und Brunnbauer an dem Unfalle schuldtragend sind, wurde gegen dieselben die Anzeige an das Gericht erstattet.

Autounfall bei Kapelln.

Am 17. Mai wurde die 13-jährige Wirtschaftsbesitzerstochter Marie Korntauer aus Ober-Mießing, Gemeinde Kapelln, auf der Perschlingbrücke der Bundesstraße Wien-Linz von dem Schnellauto B VIII-197, welches von dem Chauffeur Alois Keimer, Wien, 9. Bezirk, Lazarettgasse 17, wohnhaft, gelenkt wurde, niedergestoßen und am Kopfe schwer verletzt. Weiters wurden noch 6 Personen, die um dieselbe Zeit die Perschlingbrücke passierten, von dem Auto zur Seite geschleudert und erlitten leichtere Verletzungen. Marie Korntauer wurde nach erster Hilfeleistung durch den Gemeindefeldarzt Dr. Tarter aus Kapelln in das Spital nach St. Pölten überführt. Den gepflogenen Gendarmereiberhebungen zufolge ist der Chauffeur mit einem ca. 50-Kilometer-Tempo über die Perschlingbrücke, Richtung St. Pölten gefahren. Infolge der übermäßigen Geschwindigkeit wurde das Auto bei der dort befindlichen scharfen Kurve gegen das Brückengeländer geschleudert, wobei die erwähnten Personen verletzt wurden. Gegen den schuldtragenden Chauffeur wurde die Anzeige an das Gericht erstattet.

Selbstmordversuch einer Hausgehilfin.

Aus Döllersbach wird berichtet: Die beim Gastwirt Rudolf Seitz in Kirchstetten bedienstete Hausgehilfin Aloisia K. hat am 18. Mai nach einem vorangegangenen Familienstreit auf ihrem Dienstposten ein Axteliter Essigsäure getrunken und hat hiedurch schwere innere Verätzungen erlitten. Ueber Anordnung des sofort herbeigerufenen Gemeindefeldarztes Dr. Walter Birk, wurde dieselbe in das Spital nach St. Pölten überführt.

Von einem Auto überfahren.

Aus Kapelln a. d. Perschling wird berichtet: Am 20. Mai um ca. 20.45 Uhr wurde der Straßenwärter Leopold Lederhoser aus Hasendorf, Bezirk Tulln, als er mit seinem Fahrrad die Straßenkreuzung in Perschling, Gemeinde Weiskirchen a. d. Perschling übersehen wollte, von dem auf der Bundesstraße, Richtung Wien fahrenden Personenauto A 236, welches vom Eigentümer Kaufmann Karl Reichstädter aus Wien, 18. Bezirk, Währingergürtel 7, gelenkt wurde, niedergestoßen und am Hinterkopfe schwer verletzt. Nach erster Hilfeleistung durch den Gemeindefeldarzt Dr. Tarter aus Kapelln, wurde der Verletzte in das Krankenhaus nach St. Pölten überführt. Da nach Angaben von verschiedenen Zeugen an dem Unfalle der Autolenker, welcher keine Hupe signale gegeben hat, schuldtragend ist, wurde gegen denselben von der Gendarmerie die Anzeige an das Bezirksgericht erstattet.

Notizen der Woche.

Gas! — Die Selben haben kein Glück! — Wenn das Konsulat „ausgefackelt“ hat!

In Hamburg ist ein Tank explodiert, der Giftgas enthielt. Ein weites Gebiet wurde „vergas“, wie es in der militärischen Sprache heißt, es gab Tote, schwer Erkrankte, Pionierabteilungen mit Gasmasken, Sanitätsabteilungen. Schönstes Manöver, wenn nicht die bleichen Schläfer auf den Tragbahnen der Rettungskolonnen den Ernstfall zu eindringlich demonstrieren hätten. Der Ernstfall! Da ist er wieder! Seineitwillen reißt das Leben des oder jenen vorzeitig ab, ihm werden Milliarden geopfert. Nur dem Ernstfall des Krieges. Vom Ernstfall des Friedens hat noch niemand gesprochen. Ist das nicht ein scheußlicher Gedanke: Da hocken sie in den Laboratorien der Welt, füllen und entleeren Retorten, bekrigeln Schreibblöcke und Versuchstabellen. Da steigen Truffs empor, verschoben sich Aktienpakete. Und vielleicht das Turchdarfte, da sind Arbeiter gezwungen — wer kann die Arbeit sich aussuchen? — das Lohnstückchen zu nehmen als „Entgelt“ für Arbeit der Menschenvergiftung. Es ist so, daß die Kindermärchen, die Großmutter uns erzählte, allmählich Wahrheit werden in der kapitalistischen Welt. In wievielen Variationen kehrt immer das Motiv wieder:

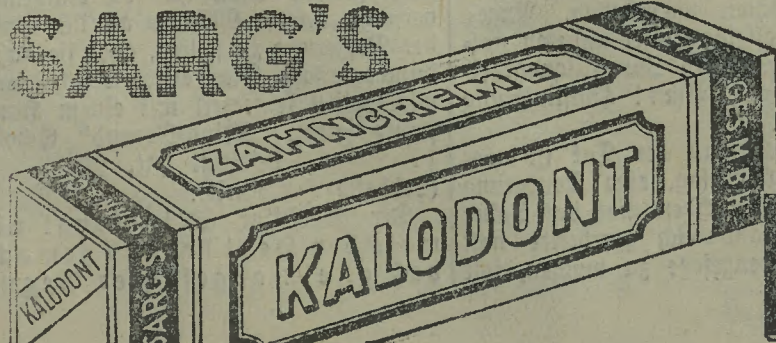
Der arme Teufel von Mensch verschreibt sich dem Teufel oder dem Senfemanne um einen Beutel Gold. Der Beutel Gold ist herabgesunken zu einem armseligen Lohnsackerl, aber der Teufel, der Tod, die sind ins Gigantische dimensioniert, wenn sie auch „komprimiert“ werden konnten zu einem schmächtigen Tank — mit Giftgas. Da nehmen sie ihn die paar Märker und ihr, ihrer Frau und ihrer Kinder Leben und das der anderen wird auslöschten das Produkt ihrer Arbeit, das Gas! Vielleicht wird sogar Weihwasser einmal (im Ernstfall) träufeln auf die Stahlgigarren mit diesem „Weihrauch“ der gottgewollten Ordnung...

Die gelbe „Deutsche Arbeitergewerkschaft“ heißt kürzlich in Salzburg Listen zur Sammlung von Mitgliedern zirkulieren. Wie erstaunt waren die Macher der gelben Sippenschaft, als sie wirklich eine solche Liste zurückerbekamen mit sogar elf Unterschriften. Sehr bald wurden ihre Gesichter indes länger, als einer die Anfangsbuchstaben der Unterschriften von oben nach unten zusammensetzte und diesen Wunsch der Arbeitererschaft an die gelbe Gewerkschaft vernahm:

- Hauer
- Eder
- Niedermeier
- Kunz

- Trummer
- Enjer
- Urban
- Christof
- Adelsberger
- Ulrich
- Furthuber

Der italienische Konsul hat in Innsbruck am Tage der Kriegserklärung Italiens an Oesterreich die italienische Fahne gehißt. Drob Demonstrationen, Gummiknüttelaktionen und schließlich Abbitten und „Präsentiert“ vor der von Studenten heruntergeholt und wieder gehißten Fahne. Woraus sich zunächst die Lehre ergibt, es mögen die Studenten nicht in Außenpolitik sich betätigen. Denn sie haben der Konsulatsfahne, die schließlich nur eine andere Stampfignform ist, glücklich das Avancement zum Gehlerrhute verschafft, den das Bundesheer dann zu grüßen hatte. Zur Sache selbst ist unsere Meinung die: Der Herr italienische Konsul von Innsbruck (sofern er nicht zu der Fahnenhissung kommandiert wurde) ist ein ausgewachsener Dummkopf. Und doch: Hätten an jenem Tage, der sich jetzt wieder jährte, alle italienischen Konsulate der Welt sich mit dem Aufziehen der Trikolore begnügt und nicht auch wirklich die Macht haben Italiens den Krieg erklärt, wieviel unermeßliches Leid wäre dem Lande erspart geblieben!



Löst sich völlig, bleibt deshalb nicht zur Hälfte in der Zahnbürste und in den Zähnen.

KALODONT

Uns Arbeiterheim nur die Arbeiterpresse!

Was bringt Radio-Wien nächste Woche?

Montag, 4. Juni:

11 Uhr Vormittagsmusik. 16.10 Uhr Nachmittagskonzert. 17.15 Uhr Jugendstunde. 18.15 Uhr Wasfen der Tiere. 18.45 Uhr Zur Frühjahrsausstellung der Kunstgemeinschaft im Glaspalast. 19.15 Uhr Wiener Premieren. 20 Uhr Polnische Lieder, Arien und Volksweisen. 20.30 Uhr Musikalische Spielereien (Humoresken und Scherze).

Dienstag, 5. Juni:

11 Uhr Vormittagsmusik. 16.15 Uhr Nachmittagskonzert. 18.00 Uhr Der Völkerbund und die Weltwirtschaftslage. 18.30 Uhr Stunde der Kamern für Arbeiter und Angestellte: Krieg, Schiedsgericht und Völkerbund. 19 Uhr Opernaufführung: „Siegfried“ von Richard Wagner.

Mittwoch, 6. Juni:

11 Uhr Vormittagsmusik. 16 Uhr Nachmittagskonzert. 17 Uhr Kinderstunde. 18 Uhr Die Wiener Werkstätte und ihr Künstlerkreis. 18.30 Uhr Stunde der Landwirtschaftlichen Körperschaften. 19 Uhr Italienischer Sprachkurs A. 19.30 Uhr Stunde der Volksgesundheit. 20 Uhr Vorankündigung des kommenden Programms. 20.05 Uhr Englischer Sprachkurs (Literaturkurs). 20.30 Uhr Arien und Lieder. 21 Uhr Übertragung der Sere-nade auf dem Jofelsplatz: „Franz Schubert“ Seitene Abendmusik.

Donnerstag, 7. Juni:

10.15 Uhr Chordorfrüge der Wiener Sängerknaben. 11 Uhr Konzert des Wiener Symphonie-orchesters. 16 Uhr Nachmittagskonzert des Städt. Kurorchesters in Baden. 17.45 Uhr Kammerabend. 19.15 Uhr Opernaufführung: „Götterdämmerung“ von Richard Wagner.

Freitag, 8. Juni:

11 Uhr Vormittagsmusik. 16 Uhr Nachmittagskonzert. 17.15 Uhr Musikalische Kinderstunde. 17.40 Uhr Mitteilungen aus den Bundestheatern. 17.45 Uhr Wochenbericht für Fremdenverkehr. 18 Uhr Musik und Welt. 18.30 Uhr Stunde der Kammern für Handel, Gewerbe und Industrie. 19 Uhr Der sprechende Film. 19.30 Uhr Stunde der Volksgesundheit. 20 Uhr Übertragung eines Sprechfilms aus dem großen Vortragsaal der Wiener Urania. 20.30 Uhr Voltaire-Feier.

Samstag, 9. Juni:

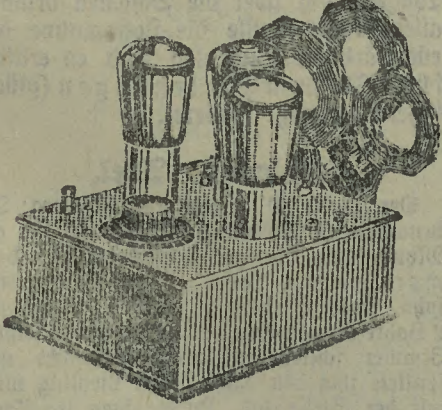
11 Uhr Vormittagsmusik. 15.30 Uhr Übertragung der Ruberregalien von der Alten Donau. Anschließend: Nachmittagskonzert. 17.15 Uhr Akademie. 18.15 Uhr Jugendmusikstunde. 18.45 Uhr „Quer durch Österreich“. 19.15 Uhr Österreichische Dichtung der Gegenwart. 20.15 Uhr Operetten-aufführung: „Sanni geht tanzen“. Tanz-Konzert.

Sonntag, 10. Juni:

10.30 Uhr Orgelvortrag. 11 Uhr Konzert des Wiener Symphonieorchesters. 16 Uhr Nachmittagskonzert der Kapelle S. Geiger. ca. 16.30 bis 17 Uhr Übertragung vom Rennplatz Freudenau. 18.15 Uhr Reisevortrag. 19 Uhr Kammermusik. 20.05 Uhr „Die gefesselte Phantasia“, Original Zauberstück von Ferdinand Raimund.

Ausführliche Programme in der Wochenschrift „Radio Wien“

Unser modernster und neuester **3 Röhren-Radioapparat** mit 3 garantiert neuen Philips- oder Telefunkenröhren



S 83.-
Auslandsempfang im Lautsprecher auch mit Erdantenne garantiert.
An Kreditfähigkeit auch bis 6 Monatsraten. Preislisten kostenlos.
Umbau aller Apparate auf modernste Schaltungen mit Garantie.
Jos. W. Pelz & Co.
St. Pölten, Rathausplatz 14



war der Wunsch unserer Kindheit nach leichter Schnelligkeit. Abertausenden von Hausfrauen wurde er heute erfüllt durch die bekannten 7 Vorzüge der



Der Salzburger Polizeiskandal auch eine Blamage Schobers!

Schober hat es „gleich gewußt, daß Stampf der Läter ist!“ — Wie Notgardist Stampf als Schutengel der Aristokraten engagiert werden sollte.

In der Ausgabe unseres Blattes haben wir auf Grund von Originaldokumenten auseinandergesetzt, wie eine Bundespolizei einen Einbrecher höflichst ersuchte, so gütig zu sein und einige Einbrüche einzugestehen, die er nicht begangen hatte. Diese Polizeidirektion Salzburg hat sich bis zur Stunde auf die Anklagen, die wir gegen ihren Regierungsrat Ingo-Mar, also gegen einen leitenden Beamten erhoben haben, nicht gerührt.

In diesem Schweigen liegt ein Geständnis!

Außerdem hat sich das Beweismaterial für diesen ganz unerhörten Polizeiskandal noch vermehrt und der Abgeordnete Witternigg wird nicht ermangeln, seine Interpellation, die ein Salzburger Blatt seinerzeit lächerlich zu machen versuchte, kräftig zu wiederholen! Unsere „Salzburger Wacht“ hat auch bereits mit Recht erklärt, daß nun auch die Staatsanwaltschaft Salzburg das Wort habe

daß sie einzuschreiten habe gegen diesen eklatanten Mißbrauch der Amtsgewalt. Das, was sich da getan hat, die Art, wie man ein Geständnis fingierte, wie man mit dem Einbrecher unterhandelte, ist schon nicht mehr „österreichisch“.

Das ist Balkan oder, wie der „Tag“, der unseren aufsehenerregenden Artikel in großer Aufmachung mit der gab, einleitete: südamerikanisch! Es ist mittlerweile auch manches von dem, was im April durch die Polizeikorrespon-

denzen den Blättern eingeblasen wurde, verständlich geworden. So weiß man jetzt z. B., was es zu bedeuten hatte, wenn das Blatt des Herrn Regierungsrates Ingo-Mar und seiner Hintermänner, das „Salzburger Volksblatt“, am 6. v. M. schrieb:

„Da man befürchtete, daß er seine Geständnisse widerrufen könnte, wies man ihn an, ein schriftliche Schulbekenntnis abzulegen.“

Man erinnert sich aus unserer Publikation, wie der Stampf da sich abplagte mit dem schönen „Geständnisaufsatz“, wie er dem Regierungsrat immer und immer noch nicht „umfassend“ genug war, wie der Sachausdruck lautet.

Und verstand man nicht ganz ausgezeichnet für zu arbeiten: Am 23. Februar hat Gerolffe Witternigg seine Interpellation über die merkwürdige Sache eingebracht, daß die Polizei die Einbrecher nicht finden könne, auf die wie der „Tag“ aus Salzburg sich berichten ließ, ganz Salzburg mit Fingern zeigte, — und schon am nächsten Tage legte die briefliche und telegraphische Aktion der Salzburger Polizei ein, die wir aufgezeigt haben.

Uns liegen nun auch Ausschnitte aus der „Salzburger Chronik“ vom 6. und 7. v. M. vor:

Die Entdeckungen der „Salzburger Chronik“.

Im Jahre 1895 in ... St. Pölten geboren Kellner Josef Stampf war wegen

Ein spielendes Kind vom Zuge überfahren.

Am 22. d. M. vormittags wurde beim km 20,527 der Bahnstrecke gegen Buchberg, der 3 Jahre alte Sohn Karl, der Kleinhäuslerin Karoline Scharner aus Thunau Nr. 44 von einem Zuge überfahren und getötet. Wir erfahren über den tödlichen Unfall: Am genannten Tage war Karoline Scharner in der Küche ihres Wohnhauses mit Wäschearbeiten beschäftigt, während sich der kleine Karl im Hofraume spielte. Als die Mutter nach zirka 15 Minuten nach ihrem Sohne Nachschau hielt, fand sie ihn im Hofraum nicht mehr vor und konnte ihn auch trotz eifriger Suchens nicht finden. Sie rief rasch einige Nachbarn zur Hilfe herbei, die den nahen Kampfluf ergebnislos abschlochten. Sinegegen fand der gleichfalls herbeigeeilte Schuhmachermeister Anton Köfler, der die Bahnstrecke gegen Buchberg entlang lief, bei km 20,527, das ist zirka 673 Meter vom Elternhaus entfernt, den kleinen Karl schwer verletzt in einer Blutlache auf. Er trug das Kind in die Behausung der Mutter und verständigte sogleich den Gemeindefarzt Medizinalrat Dr. Minarz, doch erlag der kleine Karl nach zirka 1 1/2 Stunden seinen Verletzungen. Der genannte Arzt konstatierte einen offenen Schädelbruch mit absolut tödlichem Ausgange. Nach den Genbarmerieerhebungen dürfte sich das verunglückte Kind durch eine rückwärtige Koflüur aus dem Elternhause entfernt und aller Wahrscheinlichkeit nach entlang der Bahnstrecke in der Richtung gegen Buchberg gegangen sein, um seine Mutter, die dort öfters Aste hackte, zu suchen. Das Kind muß, wie ferner erhoben wurde, mit dem Gesichte gegen Buchberg zwischen den Schienen geseffen sein und sich dort mit Steinen gespielt haben, als es der Zug um 7 Uhr 55 Minuten die Station Gars in der Richtung Plank verläßt, erfaßte. Hiefür sprechen auch mehrere auf den Bahnschwellen herumliegende Steine, die das Kind bei seinem Spiele dorthin gelegt haben dürfte. Dem Bezirksgerichte in Horn wurde die Anzeige erstattet.

Briefkasten der Redaktion.

Willemsburg. Sportbericht können wir ja nicht bringen, wir haben die Sache der Kreisparteileitung vorgelegt.

eines Einbruches im Schlosse des Louis Rothschild am 15. Oktober 1926 verhaftet und dann zu einer längeren Kerkerstrafe verurteilt worden. Da man bei ihm eine Lupe fand, die aus einem am 2. September 1925 in der Festung Hohenerwerb verübten Einbruch herrührte, wurde ihm auch dieser Einbruch zur Last gelegt.

Als Dankbarkeit gegen Louis Rothschild, der bei der Verhandlung gegen ihn von einer Schadensgutmachung abließ, ihm die ganze Beute ließ und noch dazu seine kranke Frau unterstützte, habe er sich bereit erklärt, sein Geständnis auszubehnen und habe er die Einbrüche in den Salzburger Schlössern eingestanden.

Schober, als Amateurdetektiv.

Polizeipresident Schober habe schon in seiner Interpellationsbeantwortung „ganz richtig darauf hingewiesen, daß diese Einbrüche nur von einem routinierten Berufs-einbrecher und Fassadenkletterer ausgeführt sein könnten“ — und nun sei es tatsächlich den Nachbarn des Stampf aufgefallen, daß dieser außerordentlich „gewandt und geschickt zu klettern vermochte“, als sie ihn beim Bau einer Hochantenne in seiner Wohnung beobachteten.

Die Salzburger Polizei sieht es dem eingeschmolzenen Metall an, wie es vorher aussah!

Die „Chronik“ berichtet weiter über eine Reihe von „Verweisen“ für die Schuld des Mannes, die nachträglich das „Geständ-

„deselben bestätigt haben. So ergab eine Hausdurchsuchung beim Goldarbeiter Rudolf Koller, daß Stampf unmittelbar nach den Salzburger Einbrüchen größere Mengen eingeschmolzenen Silbers verkauft habe.

Aus der Aussage der Frau Stampf haben wir gehört, daß Regierungsrat Ingomar und Stampf darüber beraten haben, wie man eine Angabe erfinden könnte darüber, wo das Geld und der Schmuck hingekommen sein könnten, und in dieser Beratung wurde die Frage aufgeworfen: „Ob man nicht den St. Pöltner Juwelier Koller in die Geschichte hineinziehen könnte.“

Dieses Beweismoment scheint also nicht gerade allzu stichhältig zu sein. Es ist möglich, daß Koller aus anderen Einbrüchen des Stampf Silber erworben hat; ob das Silber, das bei der Hausdurchsuchung gefunden wurde, von den Einbrüchen in Salzburg her stammt, wird gewiß sehr schwer zu beweisen sein, zumal es sich ja, wie in dem Bericht der „Chronik“ gesagt ist, um eingeschmolzenes Silber gehandelt hat.

Und nun hören wir, welches Charakterbild die „Chronik“ von dem „Einbrecher“ entwirft.

Das Charakterbild des Stampf in der Zeichnung der „Chronik“.

Die „Chronik“ erzählt am 6. April von dem Manne, der „aus Gründen der Dankbarkeit“ gegen den „Baron“ Kojischild sein Geständnis ablegt:

„er habe alle Einbrüche aus Haß gegen die oberen Gesellschaftsschichten begangen, deren erbitterter Feind er sei.“

Die Dankbarkeit gegen den „Baron“ bei einem grimmigen Haß der oberen Gesellschaftsschichten ist zwar etwas überraschend, man wird aber diese rätselhafte Erscheinung begreifen, wenn man am folgenden Tag in der „Chronik“ liest:

Billeneinbrecher Stampf als Bolgardill.

Der sowohl durch seine mit außergewöhnlicher Frechheit und Fassadenkletterei, wie auch durch die Interpellationen Witterniggs im Nationalrat bekannt gewordene Billeneinbrecher Stampf hat eine Vergangenheit aufzuweisen, die allerdings auf politischem Gebiete mit seinem späteren Einbrechertum auf einer gemeinsamen Linie liegt. Wie die amtliche „Wiener Zeitung“ berichtet, war er nämlich zur Zeit der ungarischen Räteverwaltung und -Herrschaft Mitglied der Roten Garde und war über Anzeig eines ungarischen Grafen den ungarischen Militärbehörden überliefert worden.

Ob er es schon früher auf die Abtügen so scharf abgesehen hatte, ob er diese allem Feudalismus und noch mehr dem feudalen Eigentum so feindliche innere Einstellung schon zur Roten Garde mitgebracht hat oder ob sie ihm erst dort während dieser Zeit in Fleisch und Blut überging, wissen wir nicht. Vielleicht sind seine privaten Blindlingsversuche in Oesterreich nur psychische Nachklänge aus der ungarischen Heldenzeit.

Woher mag die „Salzburger Chronik“ von dem „Haß gegen die oberen Gesellschaftsschichten“ Kunde erhalten haben? Woher mag die amtliche „Wiener Zeitung“ über die Vergangenheit des Stampf unterrichtet worden sein? Aus den Fingerspitzen werden diese beiden Blätter kaum ihre Schilderungen gesogen haben.

Greifen wir fehl, wenn wir vermuten, daß die Quellen, aus denen diese Informationen geflossen sein werden, für das Salzburger Blatt bei der Salzburger Polizeidirektion, für das Wiener Blatt beim Wiener Polizeipräsidium, also bei den Herren Ingomar und Schober zu suchen sind?

„Witterniggs blamable Interpellationen“.

Nach dieser Darstellung des Sachverhaltes, wie er sich aus den Aussagen der Frau Stampf und aus den Briefen des Stampf ergibt, wird es uns gestattet sein, an die Worte blättrigen Hohnes zu erinnern, mit denen die „Salzburger Chronik“ sich über die vom Nationalrat Witternigg eingebrachten Interpellation äußerte. Am 6. April schrieb die „Chronik“ unter der Aufschrift:



So- und nun noch 15 dkg Thea,

dann wird der Kuchen gut. Thea hat das Aroma und den Geschmack feinsten Teebutter und ist das Produkt peinlich sauberer Verarbeitung edelster Fette mit Milch.

Die Thea-Erzeugung steht ständig unter der Kontrolle der Öffentlichkeit, denn die Kuerolwerke werden jährlich von acht- bis zehntausend Personen besichtigt.

Thea MILCH-MARGARINE

Nationalsozialist — gelber Arbeiterverräter!

Der Nationalsozialist Edinger mit Schmach und Schande aus der oberösterreichischen Arbeiterkammer ausgeschlossen.

Josef Edinger, der auch nationalsozialistischer Gemeinderat der Stadt Linz ist, wurde durch einstimmigen Beschluß der oberösterreichischen Kammer für Arbeiter und Angestellte in Linz seines Mandates für verlustig erklärt, und zwar wegen gröblicher Verletzung und Vernachlässigung seiner Pflichten gemäß § 10, Absatz 2 des Kammergesetzes.

Seit dem Befehlen der Republik wurde noch niemals ein Mitglied einer Arbeiter-, Handels- oder Bauernkammer ausgeschlossen und es ist daher begreiflich, daß der Beschluß der oberösterreichischen Arbeiterkammer das größte Aufsehen erregt.

Das nationalsozialistische Kammermitglied wurde deswegen mit Schmach und Schande seines Mandates verlustig erklärt, weil er

als Arbeiterverräter überführt ist. In dem Ausschlußantrag, der von den Kammermitgliedern Nationalrat Baumgärtel und Kammerpräsidenten Benedikowics gestellt wurde, heißt es unter anderem:

In den letzten Monaten sind gegen das Mitglied der Kammer für Arbeiter und Angestellte in Oberösterreich, Josef Edinger, schwere diffamierende Angriffe erhoben worden. So wurde in vielen Zeitungen festgestellt, daß der oberösterreichische Stahlwerksverband gemeinsam mit dem großdeutschen Abg. Dr. Graier durch einen Mann namens Schuster in verschiedenen Betrieben insbesondere in Obersteiermark

Betriebspitzel organisierte. Hierbei hat Edinger sich eifrig beteiligt. Er erhielt von dem Sekretär des Industriellenverbandes Dr. Weitzer

Geldbeträge für die Deutsche Arbeitergewerkschaft

als deren Austraggeber Schuster auftrat und weitere Geldbeträge für Schuster selbst, die er diesem nur zum Teil auszahlte. Als das Doppelspiel Edingers, der als Sekretär der Linzer Deutschen Arbeitergewerkschaft Arbeitnehmervertreter und als Beauftragter der Industriellen gleichzeitig Arbeitgebervertreter war oder ist, enlarvt wurde, nahm der Deutschvölkische Gewerkschaftsbund gegen Edinger scharfe Stellung, verlangte seinen sofortigen Ausschluß aus den völkischen Gewerkschaften und, als dieser nicht rechtzeitig erfolgte, wurde die gesamte Ortsgruppe Linz der Deutschen Arbeitergewerkschaft aus dem Deutschvölkischen Gewerkschaftsbund ausgeschlossen.

Nach längerer Wechsellrede, in der der Vertreter der völkischen Gewerkschaften, Kammermitglied Renner beauftragte, daß Edinger nicht mehr Mitglied der völkischen Kammerfraktion ist, wurde der Antrag schließlich zur Abstimmung gebracht.

Für den Ausschluß des gelben Arbeiterverrätters stimmten geschlossen die Mitglieder der freigewerkschaftlichen und auch die der christlichen Fraktion. Die 5 Mitglieder der völkischen Fraktion wagten es angesichts des erdrückenden Beweismaterials nicht, gegen den Ausschluß ihres Parteigenossen zu stimmen, sie enthielten sich der Abstimmung.

Damit ist wieder einmal einer der gelben Verräter gerichtet. Seine Parteigenossen werden daraus sicher nicht die Lehre ziehen, daß Arbeiterverrat schimpflich ist, sie werden sich nur bemühen — vorsichtiger zu sein um nicht erwisch zu werden.

„Grundlose Beschuldigungen — Witterniggs blamable Interpellation“.

Es dürfte auch noch in allgemeiner Erinnerung sein, daß das hiesige sozialdemokratische Organ es seinerzeit für gut befunden hat, seinen Lesern aufsehenerregende „Enthüllungen“ zu servieren, in denen es Angehörige der bestohlenen Familien und andere Persönlichkeiten bekannten Namens teils offen, teils verhüllt, in schwerwiegender Weise in Verbindung zu bringen versuchte. Es ist nur selbstverständlich, daß sich auch die Wiener Skandalpresse gierig des Falles bemächtigte, der die „Verlotterung“ gewisser Wideskreije schlagend dazum sollte. Den Gipfelpunkt dieser wenig rühmlichen und auch vom kriminalistischen Standpunkte aus lächerlichen Angriffe aber erklomm Nationalrat Witternigg, der sich verpflichtet fühlte, die Ungelegenheit mit Interpellationen in den Nationalrat zu tragen, wobei er wohl ebensowohl dem Adel als der „unfähigen“ Polizei einen Stieb zu verfehen hoffte.

Triumphierend singt die „Chronik“ damit das Lob des Polizeipräsidenten Schober, der offenbar mit bekanntem kriminalistischen Scharfblick sogleich die richtige Spur gewittert hat; und siegestroh fährt das Blatt dann fort:

„Die Lanze, die Nationalrat Witternigg damals unbewußt für einen Verbrecher eingesetzt hat, der das Schlagwort vom Rasenkampf nach eigener Manier allzu drastisch in die Praxis umgesetzt hat, ist nun schmählich zerplittert.“

Blamiert ist wieder einmal der „beste Polizeipräsident der Welt“, der Herr Schober. Wenn man da zurückdenkt an das Sicherheitsbüro der Wiener Polizeidirektion von einst, das kriminalistisch bei aller Knappheit der materiellen Mittel hervorragend gearbeitet hat und nun sieht auf die Karabinerkriminalistik Schobers, kann man nur sagen: Vater Stukhart, schau obal!

Ein Eisenbahnzug fährt in einen Autobus!

Die lebensgefährlichen Schlamereien der Bundesbahnverwaltung.

Überall modernisiert sich das Leben nur die Bundesverwaltung lebt in dem Glauben, daß es rund um sie nur Postkutschen gäbe. Dieser Aberglaube, der mit den Einrichtungen von einst auch im Jahre 1928 das Auslangen finden möchte, hätte am 29. d. fast zu einem schweren Unfall geführt. In Herzogenburg bei der Bahnüberführung zwischen Grundmann und Aigneswerk gibt es weder Schranken noch irgend ein Lichtsignal, das einen heranfahrenden Zug ankündigen würde. Zudem ist durch die auf dem Industriegeleise meist stehenden Waggon die Aussicht nach der stationsseitigen Bahnstraße benommen.

Als um 18.54 Uhr der St. Pöltner Autobus Nr. 513 (das ist wieder etwas für die Abergläubischen) die Stelle passierte, hörte der Chauffeur, ein älterer ruhiger und vorsichtiger Fahrer weder einen Zug, noch konnte er infolge der geschuldeten Situation den Lastzug sehen, der heranrollte. Plötzlich schrien Passagiere: „Jesus Maria, ein Zug kommt!“. Mit Vollgas wollte der Fahrer den Wagen noch über die Schienen bringen allein noch streifte die Lokomotive den rückwärtigen Wagenende und es erlitten fünf Personen Verletzungen (glücklicherweise nicht schwere).

Rain und Abel.

Der D. P. D. meldet aus Lemberg; Im benachbarten Städtchen Rrasno hat sich am Montag ein blutiger furchtbarer Brudermord ereignet. Der 25-jährige Kaufmannssohn Soel Lieblich überfiel seinen um 2 Jahre älteren Bruder Saak, der in seinem Zimmer schlief, mit einer Holzhacke und spaltete ihm den Kopf. Saak Lieblich blieb auf der Stelle tot. Durch einen tragischen Zufall ereignete sich die gräßliche Tat am dritten Jahrestag der Ermordung des Vaters der beiden Brüder, des Kaufmanns Moses Lieblich, der auf einer Geschäftsreise bei Czajmalow von Banditen überfallen, ausgeraubt und ermordet worden ist. Der Brudermörder hat nach seinen eigenen Angaben den Bruder getötet, weil er selbst das väterliche Geschäft leiten wollte und eifersüchtig war, daß sein älterer Bruder das Erbe verwaltete. Der Mörder ist nervenkrank und war ein Jahr lang in einer Anstalt interniert.

Wer hat in den Schlössern eingebrochen?

Schwere Anklagen gegen einen Regierungsrat der Salzburger Polizei.

Im April d. J. ging durch die Blätter die Nachricht, daß es gelungen sei — und zwar der Polizeidirektion Salzburg — die Einbrüche in den Schlössern des Heinrich Habsburg in Prach in Salzburg, in Neuhaus, in Gniegl, bei dem früheren Statthalter in Oberösterreich Dr. Handl in Parsch, auf der Festung Hohenwerfen des Eugen Habsburg, in den Willen und Schlössern von Grünkirchen, Kupelwieser, Seiffertig, Strachwitz und Lamberg in Steiermark aufzuklären. Diese Einbrüche hatten seinerzeit große Beunruhigung hervorgerufen. Es gelang in keinem einzigen Falle, den Täter zu eruiieren. Und immer mehr setzte in der Bevölkerung der Gegenden die Meinung sich durch, daß an diesen Einbrüchen Herren beteiligt wären, über die der Mantel gewisser Behörden sich breite.

Auch zu einer Interpellation des sozialdemokratischen Abgeordneten Witternigg kam es in dieser Sache.

Unsommer konnte man überrascht sein, als man die Nachricht von einem Geständnis des St. Pöltner Einbrechers Stampf erfuhr. Die an sich durch die Person des Stampf nicht ausgeschlossene Meldung von seiner Täterschaft an den Schloßeinbrüchen wurde begleitet von einer zweiten

Nachricht, die wissen wollte, daß Rothschild (dessen Schloß in Waidhofen an der Ybbs Stampf tatsächlich heimgefucht hatte, wofür er auch verurteilt worden war) die Frau des Stampf, die lungenleidend ist, auf seine Kosten in einer Heilstätte unterbringen wollte.

Diese „einfache Lösung“ der Schloßeinbrüche wollen wir im Folgenden näher untersuchen:

Die Polizeidirektion Salzburg lädt eine Frau zu einem Ausfluge nach Salzburg ein!

Die Frau des vorerwähnten Stampf, die in Oberwagram wohnhafte Hilfsarbeiterin Maria Stampf, erhielt am 24. Februar l. J. einen rekommandierten Brief ihres Mannes, in dem sie aufgefordert wurde, sich am 27. Februar in der Polizeidirektion Salzburg einzufinden und zwar sollte sie sich bei einem Regierungsrat Ingomar melden. Dort werde sie auch ihren Mann finden. Sie solle nur ganz bestimmt kommen, es handle sich um einen Heilstättenaufenthalt für sie

und auch für eine Pneumothorax-Behandlung würde gesorgt werden. Dielem Briefe lag eine 20-Schilling-Note bei und es wurde

ihr bedeutet, dieses Geld für die Hinreise zu verwenden, „während die Kosten ihres Aufenthaltes in Salzburg selbst schon bestritten“ werden würden. Sie wurde in diesem Briefe auch angewiesen, mit dem Schnellzuge um 11 Uhr 42 abzureisen, am Bahnhofe in Salzburg sich einen „Tari“ zu nehmen und direkt in die Polizeidirektion zu fahren. Wäsche sollte sie sich für acht Tage mitnehmen.

In diesem Briefe wurde ihr strengstes Schweigen geboten, ja, man legte ihr eine Ausrede sogar parat: Sie sollte angeben, daß ihre in Wien in Stellung sich befindende Schwester sie zum Besuche eingeladen hätte. Den Brief aber sollte sie sofort vernichten.

Die Polizeidirektion kann den Besuch schon nicht mehr erwarten!

Dies letztere tat Frau Stampf nicht (und in Salzburg nahm der Herr Regierungsrat ihr den Brief auch ab), sondern sie überlegte zunächst, was man da von ihr wolle und zögerte mit der Fahrt nach Salzburg. Schließlich aber entschloß sie sich doch, denn am nächsten Tage erhielt sie ein

Telegramm, das wir in der Reproduktion wiedergeben:

Dienstliche Angaben:		Salzburg		Die Telegraphenverwaltung übernimmt hinsichtlich der ihr zur Beförderung oder Bestellung übergebenen Telegramme keine in immer gerechtfertigte Verantwortung.	
W A M R		Soloaramm		Die Telegrammverwaltung übernimmt hinsichtlich der ihr zur Beförderung oder Bestellung übergebenen Telegramme keine in immer gerechtfertigte Verantwortung.	
Aufgenommen von		Frau Maria Stampf		Die Telegrammverwaltung übernimmt hinsichtlich der ihr zur Beförderung oder Bestellung übergebenen Telegramme keine in immer gerechtfertigte Verantwortung.	
auf Stg. Nr. 1740		Oberwagram 64 stpoelten		Die Telegrammverwaltung übernimmt hinsichtlich der ihr zur Beförderung oder Bestellung übergebenen Telegramme keine in immer gerechtfertigte Verantwortung.	
am 25. FEB. 1924		salzburg 5 + 51 24 25 16.40		Die Telegrammverwaltung übernimmt hinsichtlich der ihr zur Beförderung oder Bestellung übergebenen Telegramme keine in immer gerechtfertigte Verantwortung.	
In mittels Typendruckers aufgesetzten Telegrammen bedeuten vorstehende Angaben: 1. den Namen des Aufgabesamtes, 2. die Aufgabennummer, 3. die Wortzahl (falls in Bruchform), 4. den Monatstag, 5. die Stunde und Minute der Aufgabe.		kome unbedingt montag an angegebene adresse auf einen tag.		Die Telegrammverwaltung übernimmt hinsichtlich der ihr zur Beförderung oder Bestellung übergebenen Telegramme keine in immer gerechtfertigte Verantwortung.	
		fahrgehd wird retourniert bei ankunft du musst kommen = Josef		Die Telegrammverwaltung übernimmt hinsichtlich der ihr zur Beförderung oder Bestellung übergebenen Telegramme keine in immer gerechtfertigte Verantwortung.	

Frau Stampf ging zuvor aber zu einer Frau (deren Name uns bekannt ist) und ließ sich dort Geld aus, worüber eine Bestätigung ausgestellt wurde, die folgendermaßen lautet (die Bestätigung, die auch die Unterschrift der Zeugin, die den Brief gelesen, aufweist, befindet sich in unseren Händen. Die Red.):

„Ich kann bestätigen, daß mich Frau Stampf am 25. Februar ersuchte, ich möge ihr Geld borgen, daß sie zu einer Fahrt nach Salzburg benötige. Dabei zeigte sie mir einen Brief und Telegramm, daß sie dringend nach Salzburg kommen soll, da es sich um ihren Heilstättenaufenthalt und Pneumothorax-Bhd. handle.

Sie gab mir Telegramm und Brief zu lesen und beratschlagte mit mir, ob sie fahren soll o. nicht, da sie zu den Schreiben kein Vertrauen hatte, da in denselben stand

sie soll davon niemand etwas sagen und den Brief vernichten.

Frau Stampf konnte sich nicht erklären, was man dort von ihr wolle, da auch stand, sie solle sich auf die Polizeidirektion zu Herrn Regierungsrat Ingomar begeben, wo ihr Mann schon auf sie warten wird.

Ich habe Frau Stampf ihre Bitte erfüllt und hab ihr am Montag den 27. 52 Schilling ausgefolgt, wovon sie mir bei ihre. Rückkehr 30 Schilling retour gab. das andere bekam ich später da sie zum Leben noch davon benötigte. Ich habe auch gelesen daß ihr ihre Auslagen ersetzt werden, folgedessen konnte sich ihr das Geld borgen. Frau Stampf erzählte mir auch ihre Erlebnisse von Salzburg. Was mich hauptsächlich interessierte war, daß

Stampf fremde Schuld auf sich nehmen soll und ihm dafür Arbeit und für seine Frau Geld zum Heilstättenaufenthalt versprochen wurde.“

Folgen Unterschriften. (Der Brief ist mit allen orthographischen Fehlern wiedergegeben. Die Red.).

Der Kampf um das „Geständnis“

Frau Stampf fuhr nun am 27. Februar nach Salzburg und begab sich in die Polizeidirektion. Dort mußte sie zirka eine halbe Stunde auf den Regierungsrat warten. Als der Herr erschien, war seine erste Frage: „Na, sehn Sie sich schon nach Ihrem Mann?“ „Das ist doch selbstverständlich!“ antwortete die Gefragte, worauf der Regierungsrat mit ihr in ein Zimmer

ging, wo Stampf bereits wartete. Vorher noch sagte der Regierungsrat (in dem Wartezimmer hielten sich auch zwei Polizeibeamte auf): „Sie müssen nämlich wissen, daß Ihr Mann ein Geständnis abgelegt hat.“

Stampf erzählte nun, als sie dem Regierungsrat gegenüberlag, daß in Salzburg seinerzeit mehrere Schloßeinbrüche vorkamen. Ein Baron Lien und ein Erzherzog werden in der Öffentlichkeit beschuldigt, diese Einbrüche aus irgendwelchen Gründen fingiert zu haben. Daher habe man ihm nahegelegt, er solle die Täterschaft dieser Einbrüche auf sich nehmen und er würde sofort 1000 Schilling erhalten, überdies würde man ihm nach seiner Haftentlassung dauernde Arbeit verschaffen. Regierungsrat Ingomar habe ihm erklärt, daß er nur eine geringe Zusatzstrafe bekommen würde, wenn er auch das eingestünde, weil das bereits verhängte Strafausmaß doch eingerechnet werden müßte.

Frau Stampf begann nun zu weinen und beschwor ihren Mann, das doch nicht zu tun und sich nicht zu verbieten zu bekennen, denen er ganz fernegestanden sei. Da stand der Regierungsrat auf und erklärte, er wolle sie heute allein lassen.

damit sie sich darüber aussprechen könnten. Er fragte sie dann aber, noch, ob das richtig sei, daß sie lungenkrank wäre und einen Heilstättenaufenthalt benötige.

Und dann meinte er: „Ich werde jetzt für Sie ein Hotelzimmer besorgen und zwar eines gleich in der Nähe, weil Sie sich ja wahrscheinlich hier in Salzburg nicht auskennen. Das Nachtmahl lasse ich Ihnen in das andere Zimmer (das Nebenzimmer) bringen!“ Dann wandte sich der Regierungsrat an den Stampf und fragte: „Na, wie weit sind Sie mit dem Geständnis?“

Stampf hatte eine Papierrolle in der Hand und antwortete: „Ich weiß nicht, ob es so recht sein wird.“ Der Beamte nahm ihm das Papier aus der Hand und sagte: „Herr Gott, Mensch, haben Sie eine kleine Schrift, da muß ich mir ja Urlaub nehmen, damit ich Zeit habe, das zu lesen.“ Er meinte dann noch, er werde die Schrift an sich nehmen und bei Gelegenheit werde er sie anschauen.

Nach der Art, wie der Regierungsrat nach diesem „Geständnis“ fragte, hatte die Stampf sofort den Eindruck — was ihr Mann dann ihr auch bestätigte — daß Stampf dieses „Geständnis“ schon einigemale konzipiert und dann nach Überprüfung durch den Regierungsrat immer wieder abgeändert hatte.

Die Polizei sorgt für Essen und Trinken!

Der Regierungsrat ging dann in das Nebenzimmer und gab dem Oberkommissär, der sich dort aufhielt, den Auftrag, Essen und alles, was sie sich sonst wünschte, besorgen und auch ein Zimmer mieten zu lassen.

Als nun die Stampf allein waren, redete sie ihm zu, er möge sich in die Sache nicht einlassen, die Strafe werde härter ausfallen, als man ihm vorgemacht hatte und auch den Verprechungen sei nicht zu trauen. Für jeden Fall solle er sich aber die Verprechungen schriftlich geben lassen. Stampf erzählte nun, daß er schon drei Tage auf der Polizeidirektion sei und daß man sie habe kommen lassen, weil er erklärt hätte, ohne ihre Einwilligung stimme er dem ganzen Plane nicht zu. Es sei auch vom Landesgerichte einigemale schon telephonisch angefragt worden, wann er denn wieder zurück überstellt werde.

Auf einmal war auch der Regierungsrat wieder da und meinte: „Wie schmeckt euch das Essen, habt ihr denn kein Bier bestellt? Trinkens nur ordentlich, Frau Stampf, damit Sie die richtige Bettchwere bekommen nach der Ueberraschung von heute!“ Er gab dann dem Oberkommissär wieder den Auftrag, sie nach dem Hotel zu begleiten und trug ihn auf, um neun Uhr nächsten Tag sich wieder einzufinden.

Nächsten Tag war die Stampf mit ihrem Manne von neun Uhr vormittags bis fünf Uhr nachmittags auf der Polizeidirektion.

Das nichtgenügende „Geständnis“

Da ihr Mann nicht gleich kam, mußte sie warten und da gab ihr der Oberkommissär eine Zeitung — das christlichsoziale Salzburger Blatt — in welchem die Interpellation des sozialdemokratischen Abgeordneten Witternigg besprochen wurde. Diese Zeitung hatte die Stampf sich behalten und den Artikel herausgeschnitten. Der Zeitungsausschnitt wurde bei einer späteren Hausdurchsuchung der Stampf wieder weggenommen.

Als Stampf und dann auch der Regierungsrat kam, sagte der letztere zu Stampf:

„Ich habe mir das durchgelesen, aber so paßt es mir nicht! Es fehlt da etwas. Man kann den Beweis mit dem allein nicht erbringen!“ (Nach der St. P. O. ist ein Geständnis an sich kein alleinigmachendes Beweismittel. Die Red.). Sie verstehen mich schon.

Kann man das nicht so arrangieren, daß bei Ihnen etwas gefunden wird?

Stampf erwiderte: „Das geht doch nicht. So oft ist das Haus schon durchsucht worden, wenn man jetzt auf einmal etwas findet, muß das doch auffallen. Aber wenn ich schon in das Ganze einwilligen soll, dann muß meine Frau völlig unbefähigt bleiben!“ Und nun kommt etwas sehr schönes: Der Regierungsrat und der Einbrecher Stampf beraten darüber, wie man eine Angabe erfinden könnte darüber, wo das Geld und wo der Schmuck hingekommen sein könnte.

Ob man nicht den St. Pöltner Juwelier Koller in die Geschichte hineinziehen könnte. Sie wurden aber nicht einig und die Beratung schloß damit, daß der Regierungsrat dem Stampf auftrag, die Sache ordentlich auszuarbeiten „nachmittags fleißig zu schreiben und dann zu unterfertigen“.

Doch Stampf traute dieser Geschichte nicht und weigerte sich.

Der Regierungsrat hat kein Glück!

Am 29. Februar war die Stampf wieder von 9 Uhr vormittags bis halb 12 Uhr mittags auf der Polizeidirektion. Und sie küßte nun ihrem Manne gegenüber, daß sie nach Hause fahren wollte und er war auch bereit wieder in das Landesgericht zurückzugehen. Der Regierungsrat, dem sie das mitteilte, war sehr erstaunt und sagte: „Über Stampf, was fällt Ihnen denn ein, wollen Sie zurück ins Landesgericht? Gefällt es Ihnen denn nicht bei uns? Es ist Ihnen doch gut gegangen, was hat Ihnen denn gefehlt!“ Und gut gegangen ist es Ihnen wirklich! Denn man ließ die beiden sogar spazieren gehen und nur in einiger „Respektstanz“ folgte ihnen ein Kriminalbeamter.

Nun wurde Stampf wieder dem Landesgerichte überstellt und seine Frau mußte mitgehen, damit ihr die Speesen vergütet werden konnten. Man händigte ihr auf der Straße auch das Geld ein, 57 Schilling. (Die 20-Schilling-Note, die dem erwähnten Briefe beilag, hatte die Stampf zurückgegeben, weil, wie ausgeführt, die Sache ihr nicht geheuer war. Diese 20 Schilling lagen beim Landesgericht, wo ein Kriminalbeamter sie abzuholen hatte und dazu erhielt sie von dem Regierungsrate 37 Schilling zugesprochen.) Eine Quittung wurde von ihr nicht verlangt.

Wie man „Hausdurchsuchung“ macht.

Wir haben eine Hausdurchsuchung erwähnt. In dieser nahm der Herr Baron Lien in Begleitung seines Privatsekretärs teil.

Bei dieser Durchsuchung wurde auch ein Mäntel und ein Mantel beschlagnahmt. Das Mäntel erhielt die Stampf wieder zurück. Mit dem Mantel ist es jedoch eine sehr merkwürdige Geschichte.

Die Stampf besaß einen Wintermantel, den sie 1923 schon in übertragenerm Zustand gekauft hatte. Nach einigen Jahren hatte sie den Mantel gewendet und umgefärbt. Sie sollte nun beschreiben, wie der Mantel früher ausgesehen habe. Worauf der Baron erklärte, so habe der Mantel ausgesehen, der ihm gestohlen worden sei. Dabei hatte aber die Stampf angegeben, daß der Mantel dunkelgrau gewesen sei, worauf der St. Pöltner Kriminalbeamte Resch aufmerksam machte, daß Lien doch gesagt hätte, es sei ihm ein handfärbener Mantel gestohlen worden.

Lien antwortete: „Ja ich keane mich mit den Farbenzeichnungen nicht so aus, das ist schon der Mantel!“

Mit einem Auto hatte ein Kriminalbeamter die Stampf von ihrer Arbeit weggeholt und auf das St. Pöltner Stadtpolizeiamt gebracht, wo niemand anderer als der Herr Regierungsrat aus Salzburg sie erwartete. Er sah sie an und fragte: „Kennen Sie mich?“ Als die Stampf antwortete: „Ja ich habe schon einmal das Vergnügen gehabt!“ hielt er ihr vor, daß ihr Mann bereits ein Geständnis abgelegt habe. Eine Stunde verhielt man sie nun und schließlich fragte der Regierungsrat: „Haben Sie nicht Schwwestern und hat nicht ihre jüngste Schwester ihrem Manne sehr gut gefallen, es heißt, daß er mit ihr ein Verhältnis hatte?“ Anständig waren die St. Pöltner Kriminalbeamten Peer und Großbauer bei dem Verhöre dabei, sie wurden aber aberufen und kaum hatten sie das Zimmer verlassen, als der Regierungsrat sie schon wieder zu bewegen versuchte, dem Plane, daß ihr Mann die Einbreiche auf sich nehmen solle, zuzustimmen, man würde ihr ganz bestimmt den Heilstättenaufenthalt verschaffen.

Der Herr Regierungsrat hat Einfluß?

Schon seinerzeit auf der Heimfahrt hatte die Stampf wahrscheinlich überlegt, ob sie von diesen wunderbaren Salzburger Erlebnissen jemandem etwas sagen sollte. Aber sie fand es doch für gut, zu schweigen, weil der Regierungsrat in ganz bestimmter Absicht hatte durchblicken lassen, daß er in dem Betriebe, wo sie und ihre Schwwestern Arbeit hatten, Einfluß besäße und so fürchtete jedenfalls die Stampf, daß sie alle brotlos würden, wenn dem Herrn Regierungsrat Unannehmlichkeiten erwachsen.

Als nun aber die Hausdurchsuchung vorgenommen wurde und sie hörte, ihr Mann hätte „gestanden“, da setzte sie sich hin und schrieb an den Regierungsrat, daß sie verlange, selbst ihren Mann darüber fragen zu können. Eine Antwort erhielt sie nicht, aber

wenige Tage später ging die Nachricht von dem Geständnisse des Stampf durch die Blätter.

Wie ist es nun mit dem „Geständnisse“ des Stampf? Wir besitzen im Originale mehrere Briefe des Stampf an seine Frau. Zwei Briefe, die sich auch mit dem Gegenstande befassen, wurden der Frau vom Dr. Haushofer, des St. Pöltner Stadtpolizeiamtes, abgenommen, als sie dort um Rat fragen wollte. Diese Briefe sind wahrscheinlich bei der Polizeidirektion in Salzburg.

In einem Briefe des Stampf vom 9. März heißt es:

„Ich wollte Dir schon früher schreiben, aber wartete von Tag zu Tag auf einen Bescheid. Da nun die Angelegenheit wegen welcher Du hier warst sich jetzt ohne mein Zutun erledigt hat. Ich habe laut Nachricht meines Herrn Untersuchungsrichters noch im Monat März oder spätestens gleich anfangs April meine Verhandlung, wenn es zu einer solchen kommt. Ich erwarte mit jedem Tage eine Verständigung der endgültigen Einstellung. Der Herr war, trotzdem er Dir versprach nach St. Pölten zu kommen, nicht dort. Es wird so sein, wie Du am letzten Tage vermutet hast. Man scheut die Auslagen. Auch gut. Leid tut es mir nur um das Nichtzustandekommen deshalb, weil Dein Heilstättenaufenthalt und andere Sachen zu Wasser geworden sind.“

„Du Lieb, möchtest Du nicht Herrn Dr. Bury nochmals bitten, er möge so gut sein und Dir einen ganz kurz gefassten Befund über Dein Leiden und die Dringlichkeit Deiner Behandlung und Heilstättenaufenthalt ausstellen. Du, hast Du die 52 Schilling erhalten von dem Beamten. Im übrigen weißt Du, daß Dir der Herr Regierungsrat gut gesagt hat Deine Arbeit nicht zu verlieren.“

Im Briefe Stampfs vom 15. März heißt es:

„Ich ließ Dich ja deswegen herkommen, um von Dir selbst zu hören, wie Du über den gemachten Vorschlag denkst. Heute bin ich froh, daß das Ganze nichts weiter war als eben nur ein Plan.“

Ich wollte Dir helfen aus Deiner Not etwas herauszukommen und Dir einen längeren Heilstättenaufenthalt ermöglichen. Nur aus diesem Grunde habe ich mich in Besprechungen überhaupt eingelassen. Ich wollte nur Dir helfen. Aber wie gesagt, das Ganze ist in der Salzburger Sache. Am 9. März war es gerade ein Jahr, daß man gegen mich Untersuchung führt. Im Dezember hat mein Herr Untersuchungsrichter den Akt bereits abgeschlossen und seit dieser Zeit liegt er bei der Staatsanwaltschaft. Hast lange vor dem Tore des G. (Gefangenen. De Red.) Aufes warten müssen am 29. auf das Geld. Weißt, da gab es erst eine lange Debatte.“

Und über das Geständnis, das Stampf bereit war abzulegen, wenn das Geschäft nicht durch die Frau zunichte gemacht worden wäre, schreibt er am 24. März:

„Ich wollte ich mich opfern, um Dir meine Geliebte zu helfen, Dir die Gesundheit wiederzugeben. Heute ist ja alles vorbei. es hat nicht sollen sein, daß Dir Dein Bub aus dem Kerker aus helfen soll.“

In einem Briefe vom 9. d., der in einem Buche (der Abschnitt der Postbegleitadresse und das Original des Schreibens ist ebenfalls in unserem Besitz) an die Frau des Stampf ging, heißt es:

„Laß Dich nicht täuschen von der Polizei. Ich habe nicht eingewilligt und werde es nie tun. Was Ingomar getan, geschah ohne mein Wissen.“

es bleibt alles beim alten. Reklamieren Deinen Mantel vom Landesgericht Salzburg.

Wir haben absichtlich die Darstellung, die aus den Belegen und aus Zeugenausagen sich ergibt, durch eine redaktionelle Stellungnahme nicht gefärbt, sondern die Tatsachen aneinandergefügt. Wie steht nun das „Geständnis“ aus, wie steht das Ergebnis der „Hausdurchsuchung“ aus und wie ist es mit der Unzufriedenheit eines hohen Herrn (es muß ja nicht der Reichspräsident sein) die Frau desjenigen, der angebeschuldigt Schloß plünderte, aus „reiner Herzensgüte in einer Heilanstalt unterbringen will?“ Wer sind aber die Täter, wenn Stampf es nicht war?

Und was sagt die Polizeidirektion Salzburg dazu!

Schwere Unwetter Schäden in unserem Gebiet.

Der Pfingstregen hat in unserem Gebiete ungeheure Schäden angerichtet. Viele Kulturen wurden vernichtet, Straßen, Wege, Brücken und auch die Bahnkörper arg beschädigt.

So hat die Url das Gebiet von St. Peter und Seitenfetten derart überschwemmt, daß der Zugverkehr auf der Hauptstrecke Amstetten — Linz auf 11 Stunden unterbrochen werden mußte. Bei ihrer Mündung in die Ybbs (bei Greinsfurt) hat dieselbe Url an vier Stellen die Waithofner Straße beschädigt, was auch hier zur Verkehrseinstellung zwang.

In Blindenmarkt wurde der untere Teil des Marktes — erst in der letzten Nummer unseres Blattes verlangten wir die endliche Regulierung! — vom Blindbach unter Wasser gesetzt. Unterhalb Blindenmarkts, in Koltingpurgsdorf bei Straßenkilometer 116, rutschte die halbe Breite der Reichsstraße unter den Einwirkungen des katastrophalen Regens ab und verschüttete das Bett des Blindbaches, dessen Fluten sich verheerend über die Felder längs der Westbahnstrecke ergossen. Groß ist der Schaden, den der Blindbach und auch der Seifeneggerbach wieder verursacht haben. Der Verkehr über die beschädigte Stelle der Reichsstraße wird nur zur Not aufrechterhalten.

Aus Groß-Sollnstein wird uns berichtet, daß schon der Regen am Samstag die Wildbäche gefährlich anschwellen ließ. Der Neubergerbach trug eine Brücke fort und gefährdete das sogenannte „Berghaus“, ein Arbeiterwohnhaus. Der Schauerbach riß große Teile Landes aus seinen Ufern. Die Feuerwehr mußte ausrücken und in Buchriegel und Döberau tatkräftig eingreifen.

Wieder zeigt sich, wie notwendig die von Land und Bund empfindlich abzuheften Wildbachverbauungen, die auch vielen feiernden Händen Arbeit bringen würden, sind.

Auf der Ybbsalbahn drohte ein vollbesetzter Zug über die Böschung in die Ybbs abzusinken. Das Unglück konnte nur durch die Geistesgegenwärtigkeit des Lokomotivführers gebannt werden. Hierüber erhielten wir aus Waithofen folgenden Bericht:

Durch den fast 36 Stunden andauernden Regen wurde der Bahnkörper der Ybbsalbahn zwischen der Haltestelle Stadl und Gaisjuz, an einer zirka 20 Meter langen Strecke unterwaschen, sodaß eine Neigung des Geleises gegen den Ybbsfluß und eine Senkung desselben von annähernd zwei Metern erfolgte. Nur der Geistesgegenwart des Lokomotivführers Seisenbacher ist es zu danken, daß ein unübersehbares Unglück verhindert wurde. Ihm gelang es mit der größten Anstrengung, den Personenzug am Pfingstmontag, welcher voll von Touristen besetzt war, eine knappe Waggonlänge vor der unterwaschenen Stelle zum Halten zu bringen und so den unausweichlich gewordenen Sturz des Personenzuges in die reißenden Fluten des Ybbsflusses zu verhindern. Da die beschädigte Stelle des Bahnkörpers ansonsten nicht zu den gefährlichsten Stellen der Ybbsalbahn gehört, so ist es der Wachsamkeit des Lokomotivführers und Seizers zu danken, daß kein Unglück geschah. Ein glücklicher Zufall war es, daß dieser Frühzug am Pfingstmontag als reiner Personenzug und nicht wie es an den Wochenlagen üblich ist, als sogenannter gemischter Zug verkehrte. Es wäre ganz unmöglich gewesen, bei einer größeren Last den Zug noch rechtzeitig zu halten.

Aus Alsbach Markt wird uns über das Hochwasser geschrieben: Seit Abbruch der Neubrunnmüller Stauewehr wegliegt sich Alsbach in der Sicherheit, daß ein größerer Wassereintrich, wie etwa 1897 und 1899, in welchen Jahren die sanfte Url am schlimmsten ausgeartet, nun überhaupt nicht mehr möglich sei. Um so größer war die Bestürzung als am Pfingstmontag um 2 Uhr morgens nach nur 24 stündigem freilich oft wolkenbrucharthaem Regen die Url schon weit

aus den Ufern getreten war und klastschend an Tor und Tür der „Wasservorstadt“ von Alsbach sowie der Alsbachwohner Einlaß heischte. Die Feuerwehr wurde alarmiert; mittels 36 Wagen mußte auf der überschwemmten Hauptstraße eine Notverbindung zwischen Ort und Bahn hergestellt werden; das Vieh wurde aus den gefährdeten Stallungen geborgen und endlich ein Floß gezimmert, mittels welchem die Feuerwehr der sehr gefährdeten Donaumühle zu Hilfe kam. Um etwa 6 Uhr morgens wurde der Eisenbahndamm bei km 137.2 (oberhalb Alsbach am Schrammelberg) an zwei Stellen durchbrochen, so daß die Geleise in der Luft hingen und der Zugverkehr anfangs ganz lahmgelegt, später durch Umsleigen notdürftig fortgeführt wurde. Die Fernzüge leitete man: Amstetten — Klein-Neißling — St. Valentin. Bis etwa 9 Uhr vormittags stieg das Wasser, ward um ca 25 cm höher als 1897 (1830 soll es auch so hoch gewesen sein) und fiel dann so rasch als es gekommen.

Nachmittag leuchtete die Sonne über die vermüllte Kulturen, Gärten und Fluren. Da lagen vermurt Acker und Wiese, angeschwemmt Bauholz, Bloch, Schnitt- und Wagnerholz, umgelegte Zäune und massive Gartenmauern. Abgeschwemmt und aufgerissen Straßen und Wege. Die Feuerwehren Alsbach, Höfing, Nukental und Mauer-Öhling arbeiteten bis spät nachts mit Auto- und Motorspritzen um die Keller und insbesondere die Molkereianlagen der Landwirtschaftlichen Genossenschaft Alsbach wieder auszupumpen. Einigemale waren auch Menschenleben, die sich zu weit in die reißenden Fluten gewagt hatten, ernstlich gefährdet, doch ist glücklicherweise kein Opfer zu beklagen. Mittags besichtigte in Begleitung unseres Herrn Bürgermeisters Schürz, Bezirkshauptmann Willfort aus Amstetten die betroffenen Gebiete. Höfentlich leiten die maßgebenden Behörden eine Aktion in die Wege, die zumindest den am meisten Geschädigten Steuernachlässe, bezw. Steuerbefreiung gewährt. Freilich, um das Uebel an der Wurzel zu bekämpfen, wäre es höchste Zeit, die schon mehrmals geplante, aber immer wieder zurückgestellte Regulierung der Url endlich durchzuführen. Wir appellieren schon aus dem wichtigen Grunde der produktiven Arbeitslosenfürsorge so wohl an die Landesregierung, als auch an die in Betracht kommenden Gemeindeverwaltungen und Privatinteressenten die Sache ernstlich in Angriff zu nehmen und keine Kosten zu scheuen, denn diese werden sich reichlich bezahlt machen und den Privatbesitzern, wie der gesamten Volkswirtschaft zugute kommen.

Errichtung eines großen Donau-Kraftwerkes bei Ybbs-Perfenseug?

Verlässlichen Meldungen nach, haben sich der Wiener Bankverein, die Osterreichische Kreditanstalt für Handel und Gewerbe und die Schweizerische Gesellschaft für elektrische Industrie (Basel) zusammengeschlossen zu dem Zwecke, das Projekt des Züricher Ingenieurs Oskar Hoehn betreffend die Erbauung eines großen Donau-Kraftwerkes Ybbs-Perfenseug zu fördern und gegebenenfalls den Bau und den Betrieb dieser Großkraftanlage zu finanzieren.

Ingenieur Hoehn hat bereits vor längerer Zeit ein Konzessionsgesuch eingebracht und schon in Bälde soll die kommissionelle Verhandlung darüber erfolgen. Die Anlage soll ein quer über die Donau gelegtes Wehr mit eingebauten Schiffschleusen, sowie ein Turbinenhaus für eine nutzbare Kraft von 120.000 bis 130.000 Pferdekraften umfassen. An der Wehrstelle selbst ist eine Straßenbrücke über die Donau geplant, deren Ufer von Linz bis Stein von keiner Straßenbrücke verbunden sind. Den Schiffsahrtsinteressen würde mit der Ausführung dieses Projektes insöferne gedient, als durch die geplante Wehranlage der immer noch gefährliche Greiner Strudel vollständig überstaute würde. Wegen der Abgabe des so zu gewinnenden Stromes wurde bereits Fühlung mit

der Gemeinde Wien und sonstigen Energie-Interessenten genommen. Sicherlich ist dieser Plan und seine eheste Ausführung sehr zu begrüßen, weil er das wirtschaftliche Leben in unserem Gebiete beträchtlich heben würde. Noch begrüßenswerter aber wäre es, wenn solche große Pläne nicht zu Nutzen privater Gesellschaften sondern von öffentlichen Körperschaften ausgeführt würden.

Erbauliche Zustände bei der Landwirtschaftskrankenkasse.

Ein landwirtschaftlicher Arbeiter schreibt uns aus Haag:

Schon vor ungefähr zwei Monaten hat die Landwirtschaftskrankenkasse in Markt Haag eine Versammlung abgehalten um „Aufklärung“ unter die Mitglieder zu bringen. Erst jetzt aber verstehen wir die Ausführungen des damaligen Referenten ganz, der sich eifrig bemühte, seine Ansicht den Mitgliedern aufzupropfen, daß ein Knecht oder eine Magd nicht immer krank sein muß, wenn sie nach einem Arzt verlangen. Heute scheint es, daß erst dann, wenn ein Mitglied gestorben ist, festgestellt werden kann, ob ihm wirklich etwas Ernsthaftes gefehlt hat. Anders kann die Weisung der Landwirtschaftskrankenkasse nicht verstanden werden, nach welcher der Kassenarzt, auch wenn er dringend gerufen wird, in der Nacht keine Visite machen darf. Hat jemand mit der Leitung dieser Krankenkasse etwas zu tun, so hat er gewärtig zu sein, mindestens sechs bis acht Wochen auf eine Erledigung warten zu müssen. Und selbst diese Antworten sind dann meistens so abgefaßt, daß man beim Lesen den Eindruck gewinnt, da schreibt keine Fürsorge-Einrichtung sondern ein Rechtsanwalt des Dienstgebers zurück. Die einzelnen Anspruchsfälle können überhaupt nicht klar genug sein, immer — auch in den klarsten Fällen — hat die Kasse eine Ausrede zur Hand, mit der man das Mitglied entweder um sein Recht bringen oder in seinem Rechte beeinträchtigen kann. Und wenn endlich einem versicherten Landarbeiter sein volles Recht wird, was bekommt er dann? Dann bekommt er großmütig und mit der Gebärde selbstloser Wohlthat ein Krankengeld von täglich 58 Groschen ausbezahlt.

Nichts ist natürlicher, als daß allmählich eine tiefe Unzufriedenheit unter den Versicherten und immer mehr der Wunsch und die Forderung Platz greift, den Industriearbeitern gleichgestellt zu werden! Freilich haben sich auch diese erst allmählich mit Hilfe ihrer Organisationen diese bessere soziale Fürsorge errungen, denen abgerungen, die noch jetzt den wehrlosen Landarbeitern den menschlichsten Schutz vorenthalten wollen. Ahnen wir die Solidarität der Industriearbeiter nach, schaffen wir uns ähnliche freie Organisationen, in denen wir nicht mehr von anderen gegängelt werden, sondern selbst bestimmen, dann werden endlich auch für uns, die gedemütigte und entrechtete Landarbeiterschaft, menschenwürdige Zustände geschaffen werden!

Hoch und nieder in der Heimwehr.

Welche brüderliche Bande die Heimwehr zusammenhält, haben wir kürzlich zu unserem Ergötzen gesehen. Es fand da wieder einmal eine Übung der Haager Heimwehr statt, die mit dem landesüblichen Durst und seiner gegneten Stillung schloß, wobei zum erstenmale die moderne Befehlsordnung der Heimwehren in glückliche Erprobung trat: Die Söhne der größeren Besitzer, die „Hoch'n“ wurden von einem eifrigen Heimwehrpatrioten in der Stube mit einer Tasse, bestehend aus Fleisch, Wurst, Schnaps und Kaffee traktiert, während die aus Knechten und Kleinhauslern sich rekrutierende gemeine Mannschaff sich im Vorhaus und auf der Hausbank mit leerem Muff begnügen mußte (weil d' Fassl eh stinkt nüt laar wern). — Wie wir sehen, hat die wiedererstandene österreichische Tradition doch auch ihr Gutes: Sie ist so aufgeblasen und so dumm, daß sie selbst den dümmsten Mistläufern zu dumm werden muß...

Zum Wallsee'r Parteifest!

Unsere junge, im Jänner gegründete Lokalorganisation Wallsee beabsichtigt am 9. Juli ihr Gründungsfest zu veranstalten. Da es im Freien am Ufer der Donau stattfinden soll, hat Herr Glaninger, der Besitzer des Gasthofes „zum Schiff“, unser Parteilokal, an die habsburgische Gutsverwaltung Wallsee das höfliche Ersuchen gestellt, sie möge ihm für dieses Fest die dem „Schiff“ gegenüberliegende Eichenkultur als Festplatz überlassen, zumal ihm ja ohnehin dieser Platz als Ersatz für ein anderes aus Gefälligkeit an die Herrschaft abgetretenes Grundstück versprochen worden war. Der Verwalter, Ingenieur Zelenka, gab vor, erst Erkundigungen einzuziehen. Noch am gleichen Tage schrieb er an Herrn Glaninger:

In Beantwortung Ihrer heutigen (6. Mai) mündlichen Botschaft um Überlassung einer zum Gut Wallsee gehörigen Waldparzelle als Festplatz wird Ihnen folgendes mitgeteilt: Von der gefertigten Verwaltung eingeholte Erkundigungen besagen, daß das in Rede stehende Fest ein ausgesprochenes Fest einer staats- und volksfeindlichen Partei macht werden soll, das geeignet erscheint, den Frieden der Bevölkerung unseres Ortes zu stören.

Unter diesen Umständen erachtet es die gefertigte Verwaltung mit ihrer Unparteilichkeit (eine nette Unparteilichkeit, die den Anderen so rüde befehle!) die Schriftleitung.) Für nicht vereinbar, eine derartige Veranstaltung aktiv durch Überlassung eines Platzes zu unterstützen, weshalb sie beantragt, Ihrem Ansuchen nicht nachkommen zu können.

Gutsverwaltung Wallsee a. D.
Ing. Zelenka, m. p.

Wir sind überzeugt, daß der Verwalter mit dieser Antwort pöblich war als sein Herr, Salvator Habsburg, der sich bei aller Segnerschaft, die man menschlich versteht, weil doch seine eigene Familie hauptbetroffen von der staatlichen Umwälzung war, trotzdem gewiß nicht zu solchen gleich herausfordernden als dummen Ausdrücken hinstellen ließe. Lakonizität spricht aus jener Antwort, oder aber ein politischer Kindskopf, der sich scheinbar der Rührigkeit gar nicht bewußt ist, als Monarchist gerade die Partei, die die Republik geschaffen, ihr die demokratische Verfassung gab und den Weg zum Anschluss an das Deutsche Reich wies, als staatsfeindlich, gerade die Partei, der das Volk Österreichs alle sozialen Reformen und geistigen und kulturellen Aufstiege verdankt, als volksfeindlich zu bezeichnen, eine legale Partei, die körperlich fast die Hälfte, geistig aber bedeutend mehr als die Hälfte des Volkes repräsentiert!

Auch wollen wir Herrn Zelenka keinen Augenblick im Glauben lassen, daß er mit seiner Antwort etwa unser Fest vereitelt hätte. Es findet dennoch statt und wird noch mehr Zuzug finden! Ihm und allen, denen unsere junge, aufwärtsstrebende Wallseer Ortspartei ein Dorn im Auge ist und ihre Angst verraten, möge gesagt sein, sie mögen ihr Bramarbasieren am Stammtisch einstellen und sich hernach nicht schlaflos und schweißtriefend in ihren nächtlichen Pfühlen wälzen. Es wäre schade um den Sprachaufwand und schade um die viele Angst, wir würden dennoch recht gut gedeihen!

Wir werden stets für unsere Gedanken und Ziele mit unseren besten geistigen und sittlichen Kräften werben, weil wir kein Verständnis für einen verlogenen „Ortsfriede“ haben, in dem die „Großen“ alles, die „Kleinen“ aber nichts zu reden und in ein und derselben politischen Uniform schweigend und gehorchend zu dienen hätten. Wir und unsere lieben Festgäste gedenken jedoch keinesfalls, den örtlichen Frieden mit roher Gewalt oder mit physischen Mitteln zu bedrohen. Eine solche Gefahr könnte wohl nur von anderer Seite kommen...

Man kann uns kleinlich ein Fleckchen Erde für unser Fest verweigern. Man spornet uns damit aber nur weiter an, den Staat und die Welt zu erobern!

Byzanz.

Nicht genug damit, daß zu diesem parteipolitischen Anlaß eine Anzahl Gendarmen aus dem weiten Land mißbräuchlich und auf Staatskosten herangezogen wurden, hält auch noch

das Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Amstetten in serviler Weise den letzten Amstettener Besuch Dr. Seipels fest. Da Seipel nicht in der Eigenschaft als Bundeskanzler, sondern nur als priesterlicher Parteipolitiker oder als parteipolitischer Priester hier weilte, erhebt sich die Frage, mit welchem Recht die Bezirkshauptmannschaft derartige außerdienstliche Vorkommnisse in Form dienstlicher Verlautbarungen publiziert. Es ist dies ein Beweis mehr, daß unserer Bezirkshauptmannschaft jedes Gefühl für pflichtgemäße Unparteilichkeit abhanden gekommen ist und daß sie parteipolitisch nach dem einträglichen Grundsatz geleitet wird: „Wo es Schwächere gibt, hauer auf Seiten der Starken!“

Bezirkssteuerbehörde Amstetten. — Auf liegen des Auszuges aus den Einkommensteuer-Zahlungsaufträgen und des Erwerbsteuerregisters für das Jahr 1926.

Gemäß §§ 21 und 217 des Personalsteuergesetzes, B.-G.-Bl. 307 vom Jahre 1924, liegen in der Zeit vom 29. Mai bis 11. Juni 1928 bei der Bezirkssteuerbehörde Amstetten, Amtszimmer Nr. 2, die Auszüge und das Erwerbsteuerregister der Steuerpflichtigen des Schätzungsbezirkes Amstetten und Stadt Waidhofen an der Ybbs für das Jahr 1926 zur Einsichtnahme seitens der Einkommen- und Erwerbsteuerpflichtigen auf. Die Einsichtnahme kann nur an Wochentagen in der Zeit von 8—12 Uhr erfolgen. Einblickbegehrende haben sich durch Vorweisung ihres Steuermandates, bezw. Zahlungsauftrages über die Einkommen- bzw. Erwerbsteuer für das Jahr 1926 als steuerpflichtig auszuweisen.

Donauüberfuhren in Niederösterreich.

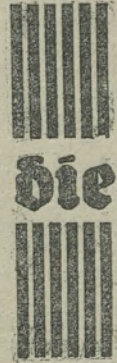
Wir erhalten soeben eine Zusammenstellung der in Niederösterreich betriebenen für Automobile benutzbaren Donauüberfuhren. Danach bestehen solche in folgenden Orten: Persenbeug—Ybbs, Marbach—Krumnußbaum, Melk—Emmersdorf, Mitterarnsdorf—Spitz, Weißkirchen, Traismauer—Grafenwörth, Klosterneuburg—Kornenburg und Deutsch-Alltenburg—Stöpsenreuth. Dagegen sind viele Ruder- oder Motorfähren, die nur für Personentransport dienen. Solche Überfuhren gibt es in Au—Rupprechtshofen und Au—St. Pantaleon (Stein), Hüttling—Wallsee, Urdagger—Dornach, Wiesen—Grein, Höllgang—Struden, Sand—St. Nikola, Freyenstein und Oberwand—Sarmingstein, Willersbach, Säusenstein—Gottsdorf, Kleinkrumnußbaum—Rechen, Grimling—Schönbühl, Markt Aggsbach—Dorf Aggsbach, Aggsstein—Groißbach, Rossfah—Dürnslein, Krems—Pall, Hollenburg—Theiß, Greifenstein—Spillern—Stockerau, Klosterneuburg—Lang—Enzersdorf und Sainburg—Markhof. Es wird Automobilisten und Touristen sicher erwünscht sein, einmal diese Überfuhren oberflächlich verzeichnen zu sehen.

Amstetten. (Verein Kinderfreunde. Kinder- und Jugendtreffen). Der Verein „Freie Schul-Kinderfreunde“ veranstaltet am 7. Juni (Fronleichnamstag) ein Kinder- und Jugendtreffen mit folgendem Programm: Von halb 8 bis 10 Uhr Empfang der Gäste und Spiele. 10 bis 11 Uhr interessanter Lichtbildvortrag. 11—halb 12 Uhr Spiele. Halb 12 bis halb 2 Uhr Mittagspause. Halb 2 Uhr Festversammlung, wozu ein Referent des Vereines aus Wien erscheint. Nach der Festversammlung finden Vorführungen der Arbeitermusikkapelle Amstetten und verschiedener Vereine statt. Wir laden alle Vereine, alle Genossinnen und Genossen von Amstetten und Umgebung zu diesem Treffen ein, damit dieser Tag zu einer würdigen Feier des proletarischen Kindes und damit des gesamten Proletariats gestaltet wird. Der Regiebeitrag beträgt für Erwachsene 50 Groschen, Kinder frei.

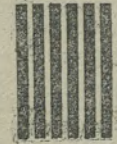
(Exkursion der Kinderfreunde nach Wien). Die Vereinsleitung gibt bekannt, daß Anmeldungen und Einzahlungen zur vorbereiteten Exkursion nach Wien, welche am 10. Juni stattfindet, verlängert bis 2. Juni, 6 Uhr abends eingebracht werden können. Der Teilnehmerbeitrag beläuft sich einschließlich Autofahrt, Mittagessen und verschiedener Gebühren, jedoch ohne Bahnfahrt auf 8.50 Schilling.

(Mieterversammlung). Die Mietervereinigung, Ortsgruppe Amstetten, beruft für Sonntag den 2. Juni 1928, halb 8 Uhr abends, eine Mieterversammlung (außerordentliche Generalversammlung) im Saale Schillhäuser (Ybbsstraße) ein. Mieter erachte vollkommene.

Zefet und verbreitet



die



Eisenwurzeln

(Überleben eines christlichen Arbeiters!) Am Sonntag den 20. Mai war in unserem sonst stillen Städtchen einmal ein großer Wirbel. Der christlich-deutsche Turnverein hatte zur Fahnen- und Festplatzweihe sich den Herrn Bundeskanzler Seipel, dessen ganze Regierungstätigkeit sich in letzter Zeit im Weichen von Fahnen u. dgl. zu erschöpfen scheint, verschrieben und weil es auch für Prälaten gilt, daß sie paarweise besser ziehen, mit der Zelebrierung des Festgottesdienstes Herrn Abt Springer von Seitenstetten beeheligt. Wenn man sich die Teilnehmer am Festzug ansah, so kam man ganz unwillkürlich auf den Gedanken, daß die christlichen Turner samt ihrem Anhang nicht nur durch ihre Zahl nicht imponieren können, sondern daß in den Reihen dieses Festzuges Subjekte zu sehen waren, für die sich jeder ehrliche Arbeiter schämen muß. Wir sind aber nicht so gehässig, daß wir glauben könnten, daß sich die maßgebenden Faktoren dieses Vereines nicht auch schämen würden, wenn sie alle, welche sich an ihrem Festzug beteiligten, besser kennen würden. Damit sie aber Gelegenheit haben, ihre Schäftein kennen zu lernen, wollen wir sie auf einen Mann aufmerksam machen, der ihrem Festzuge zur Unzieder gereichte. Diese Perle von einem christlichen Arbeiter heißt Josef Fortner und ist Oberbauarbeiter. Dieser als Alkoholiker unrittmlich bekannte Patientenschrist benützte die Gelegenheit, unseren Genossen, welche zufällig, um eine Straße kreuzen zu können, stehen bleiben und den Festzug passieren lassen mußten, Grimassen zu schneiden und die Zunge zeigen zu können. Wie die Herren von der christlich-sozialen Partei und vom christlich-deutschen Turnverein über einen Festteilnehmer mit solchen Gassenbudenmanieren denken, stellen wir ihnen anheim. Dem Herrn Fortner werden wir in Zukunft sehr genau auf die Finger sehen. Es besteht noch immer ein Paragraph der Dienstordnung, der Trunkeneheit unter Strafe stellt. Wenn dieser Denunziant, der sich nur damit halten zu können glaubt, wenn er seine Arbeitskollegen verläumdert und verleumdet, sich in Zukunft weiter seinem Laster ergibt, so wird er die Folgen nur sich selbst zuzuführen haben, wobei ihm einmal auch ein Groß und ein Höller und auch sein Naderer-Notizbuch nicht mehr helfen könnte. „Der größte Schuft im ganzen Land, ist und bleibt der Denunziant.“ Und noch verächtlicher wird er, wenn er Gassenbudenmanieren zur Schau trägt.

Mayer-Dehling. (Heuchelei.) Am 20. Mai wurde Theresia Moser, die seit vier Jahren in der n.-ö. Landes-Heil- und Pflegeanstalt Mayer-Dehling Pflegedienste verjah und an Lungen- und Rippenfellentzündung erkrankt war, im 23. Lebensjahre zu Grabe getragen. Zahlreich war die Beteiligung der Kollegenchaft beim Geleite der Toten. Nur dem Obmann der „unpolitischen“ Pflegergewerkschaft, Hasekstein, blieb es vorbehalten, mit einem süßlichen Nachru innerliche Empörung unter die Trauergäste zu tragen. — Er präsie sie als treues Vereinsmitglied, als gewissenhafte, dienstfertige, jedem liebe Kollegin, als Himmelsbraut mit weißem Schleier, die nun Hochzeit mache mit Jesu Christi. Und seine weniger fromme, als frömmeliche Bitte war: „Bereite uns ein Plätzchen an Deiner Seite.“ — Nun muß man aber wissen, daß Theresia Moser nur durch nackten Terror zu bewegen war, von der freien Gewerkschaft aus- und in die sogenannte unpolitische Pflegergewerkschaft einzutreten: Vor einem Jahre wurde die „gemäßigteste, dienstfertige, jedem liebe Kollegin“ aus lauter christlicher Nächstenliebe gehegt und wegen eines unbedeutlichen Vergehens, das in bekannter Duldsamkeit aufgehäuft wurde, seitens der Verwaltung gekündigt. Der einzig wirkliche Grund der überaus harten Vorgangsweise war jedoch ihre Zugehörigkeit zur freien Gewerkschaft. Um ihre Existenz zu retten, mußte sie die 14tägige Kündigungsfrist zum Übertritt in die „unpolitische“ Gewerkschaft aus-

Und siehe da: ihre Kündigung wurde aus plötzlicher Erwachen Liebe, aus plötzlicher Wertung ihrer Dienstleistung vorläufig für ein Jahr aufgeschoben, ihr also eine Bewährungsfrist eingeräumt, die ihr etwaiges Zurückgehen zur freien Gewerkschaft unter Strafe stellen und sie dauernd unter der Fuchel der Verwaltung und der „Unpolitischen“ halten sollte.

Haag. (Tödlicher Unfall eines Waidmannes). Am 16. Mai um 4 Uhr früh hat der Haager Tischlermeister Fuchs in der Braunsberg einen Rehbock erlegt, diesen auf seine Schultern genommen und zu einem befreundeten Bauern getragen.

Ybbs. (Die Elektrizitätsversorgung der Stadt). Mit Ende dieses Jahres läuft der Vertrag mit dem Elektrizitätswerk der Firma Wölfer ab. Es ist dies eine Sache, welche die Bevölkerung der Stadt besonders interessiert, von der aber leider seit Wochen kein Sternenswürdchen zu erfahren ist.

Hilm-Kematen. (Spende an die Streikenden in Neuda). Die Gruppe Neuda des Verbandes der sozialistischen Arbeiterjugend eruchte die Redaktion, eine Spende von 51,85 Schilling, die von der Arbeiterjugend Hilm-Kematen für die streikenden jugendlichen Arbeiter der Hanfspinnerei Neuda eingelangt ist, in unserem Blatte auszuweisen und der Gruppe Hilm-Kematen brüderlichen Dank zu übermitteln.

Waidhofen an der Ybbs. (Gründungsfeier des Arbeiter-Sängervereins). Leider setzte zu Pfingsten ein so schlechtes Regenwetter ein, daß unser Arbeiter-Sängerverein „Fortschritt“ das Fest seines 25-jährigen Bestandes auf Sonntag den 3. Juni verschieben mußte.

Sonntag den 3. Juni findet nun das eigentliche Gründungsfest statt, das mit einem Festzug vom Bahnhof durch unser altes Städtchen zum Festplatz (Zeller Eislaufplatz) eingeleitet werden wird.

(Ein verhängnisvolles Bad). Sonntag den 20. Mai fand die Eröffnung der Meierei Marienhof der Gutsverwaltung Waidmann statt. Die Plakate an den Anschlagtafeln luden die Bewohner zu gutem Kaffee ein.

(Schwerer Motorradunfall). Am unteren Stadtplatz ereignete sich am 23. Mai ein schwerer Unfall. Ein des Fahrers noch unkundiger Arbeiter aus Böhlerwerk stieß sich ein Motorrad aus und wollte mit demselben vom oberen Stadtplatz über den Freisingerberg fahren.

Groß-Hollenstein. (Konfessionsrat Franz Straubinger gestorben). Samstag den 26. Mai wurde unser früherer Pfarrer Franz Straubinger im 86. Lebensjahre zu Grabe getragen.

Ybbsitz-Maisberg. (Faulles Gerede). Die äußeren Maisberger Bauherren, die ihre Saisonarbeiter mit 70 Groschen Stundenentlohnung wohlbedacht in den Streik getrieben haben, möchten sich nun der Verantwortung für ihre beispiellose Schamlosigkeit entziehen.

einer — übrigens nichts sagenden Antwort herbei. Die Gewerkschaftszentrale leitete dies sofort (10. Mai mittags) telephonisch anher mit und ermächtigte die Arbeiterschaft am Riefwerk, die Arbeit niederzulegen.

(Die Brief- und Vogelsteller von Maisberg). Wir haben in unserer Notiz „Faulles Gerede“ die kurze Vorgeschichte des Maisberger Streiks ohne viel Worte, einfach und tatsachengehen dargestellt.

im Schädel einschlagen, nicht im Hagenausreihen, sondern weit nachhaltiger fühlbar machen, daß dem und jenem die Augen übergehen, nun er gewahrt wird, wie angenehm es ist, wenn eine geschlossene Masse seiner freundlichen Einladung, ihm den Buckel herunter zu rutschen, wirklich Folge leistet.

Ins Arbeiterheim nur die Arbeiterpresse!

im Schädel einschlagen, nicht im Hagenausreihen, sondern weit nachhaltiger fühlbar machen, daß dem und jenem die Augen übergehen, nun er gewahrt wird, wie angenehm es ist, wenn eine geschlossene Masse seiner freundlichen Einladung, ihm den Buckel herunter zu rutschen, wirklich Folge leistet.

Prima Himbeerfrucht
Sämtliche Fruchtäfte
zur Erzeugung alkoholfreier
Erfrischungsgetränke
Stock-Original-Weinbrand
offen und in Original-Flaschen
Inländer Tee-Rum
Prima Jamaika-Rum
Kornbranntwein la Slibowitz
Erzeugung sämtlicher Liköre
nach altersher erprobten und bewährten
Rezepten
Feinste Teesorten in bester Güte
Weinessig und Essenzen
Alteste Destillerie und
Spirituosen-Erzeugung
H. B. Bar, Sub. S. Fürstab
St. Pölten, Herrenplatz Nr. 2

DIE QUELLE

Nr. 9

Der wahre Chaplin.

Der Millionär und der Millionär.

Arnold Höllriegel, der Sonderberichterstatte des „Berliner Tageblattes“, ist von Charlie Chaplin zum Lunch gebeten worden. Aus einem Bericht drucken wir folgendes nach:

Wenn ich darüber nachdenke, was er alles gesagt hat, fühle ich, daß ich ein Buch schreiben sollte statt eines Artikels. Er spricht rasch und wie verdoppelt, weil sein Gesichtsausdruck immer mitredet; er läßt ganze Maschinengewehr-salven von Partikeln los, um seine Meinung zu bekräftigen: Jajaja, neinein! Nie habe ich jemanden intensiver ein Gespräch führen gehört und gesehen. Er lächelt dabei, bewegt sich lebhaft, wird ganz schmal und zierlich beim Zuhören. Seine Manieren sind die eines Fürsten. Jemandem errät man doch den ewigen Landstreicher, Charlie.

Ich wagte es, ihm zu sagen, daß der „Zirkus“ mich zwar tief erfreut und beglückt hat, daß er aber doch einmal eine andere Art Film versuchen sollte. Nach dem „Goldrausch“ sagte ich, gab es für ihn auf diesem Weg kein Höhersteigen mehr. „Jajaja“, sagte er ganz rasch, mehrmals. „Das ist wahr. Aber alle haben gesagt, ich solle diesen Film machen —“; eine Geste der Resignation, ziemlich böse gegen „alle“. Ich er-rate: Hollywood. Ich sage, immer kühner: „Warum machen Sie nicht einmal einen Film in Europa? Ihr klassischer Landstreicher Charlie ist gar kein amerikanischer Tramp, er ist ein richtiger europäischer Vagabund, mit einem sozialen Ressentiment in der Seele —“

In diesem Augenblick standen wir an der Glastür, die in Charlies wunderbaren Garten führt. Man sah durch das Glas die große Wiese, auf der Charlie im Kreise herumzulaufen pflegt, und dahinter den steil abfallenden Hügelhang, die traumhaft schönen Gärten und Willen von Beverly Hills dann, in der Ferne, die besonnte blaue Fläche des Stillen Ozeans. Charlie Chaplin leuchtete ganz leicht. Ich weiß, daß er die süße Atmosphäre von Hollywood gar nicht so sehr mag. Er ist gefangen in seinem ungeheuren Ruhm und in diesem verzuckerten Paradies.

Mitten in einem ganz anderen Satz hielt er inne und sagte, direkt auf mich zu, damit ich es nur wüßte:

„Ich bin ein sehr guter Schauspieler. Aber ich bin gar kein Komiker. Als Regisseur, ja, schaffe ich komische Situationen, stelle sie um um mich herum, das gibt dann Komik. Aber als Schauspieler bin ich gar nicht komisch —“

Dann hat er mir, vielleicht um es zu beweisen, zwei neue Filmstoffe erzählt, an die er jetzt denkt. Der eine ist noch ein wenig vage, etwas von einem Strolch, der immerzu Dinge träumt. Der andere Stoff hat schon sein Profil. Charlie, der Strolch, ist einem jungen blinden Kinde gut. Für die Kleine ist er ein Held, ein Adonis —. Dann muß er für ein Jahr ins Gefängnis. Vielleicht, weil er ihr Geld schaffen wollte; sie soll operiert werden. Als er zurückkehrt, laufen alle Kinder der Stadt dieser abgerissenen Vogelcheuche nach, verhöhnen den armen Charlie. Das Mädel, das nun wieder sieht, ist darunter, sie erkennt ihn ja nicht. —

„Wunderschön!“ sagte ich. „Aber wollten Sie nicht einen Napoleonfilm machen?“

Die nächste Stunde werde ich nicht vergessen. Wir redeten über Napoleon. Als er bemerkte, daß ich von Napoleon ein bißchen was weiß, Anekdoten, die nicht in jedem Buch stehen, kleine dramatische Züge, wurde er ganz feurig von Interesse, saugte mich förmlich aus. Es wurde eine Art Wechselgesang, erst schilderte ich eine Szene, die in dem Film unbedingt vorkommen mußte, dann hatte er eine. Wir verstanden einander wunderbar. Nichts Pathetisches, wie bei Abel Gance, nichts mit gefesselten Adlern und so. Die ungeheure Geschichte, die jeder kennt, ruhig als bekannt voraussetzen, und nur scheinbar ohne Zusammenhang, prägnante Episoden vortragen, Meilensteine der Tragödie.

Auch wenn ich selbst sprach, studierte ich sein Gesicht. Ist es wahr, könnte er, ein so großer Schauspieler er ist, im Ernst wagen, einen ernstesten Napoleon zu spielen, er, Charlie mit den langen Schuhen und dem Stöckchen?

Er denkt nicht im mindesten daran, eine Parodie zu spielen. Einfach Charles Chaplin als Napoleon im tiefen Ernst.

Und ich sage, daß er es kann. Besonders den jungen Bonaparte, den von Lodi und Arcole, kann er bestimmt besser darstellen als ein anderer Lebender. Ich glaube es, weil ich gesehen habe, wie er von ihm sprach, und wie sein Gesicht ganz hager wurde, durchglüht von Energie.

Wir sprachen lange, lange. Am Schluß waren wir beide wie besoffen. Er sagte: „Sie haben mich vollkommen demoralisiert. Ich möchte morgen mit diesem Film anfangen. Ich gebe zu (gleichviel zu wem) und verlange die zwei Millionen Dollar, die man zu dem Film brauchen wird. Wenn mich meine Scheidung nicht so viel gekostet hätte, würde ich das Geld selbst hergeben —“

Das war das einzige Mal, daß er diese Affäre erwähnte, die die Locken an seinen Schläfen vollkommen weiß gebleicht hat.

Ich glaube nicht, daß er den Napoleon wirklich spielen wird. Man wird ihm davon abraten, und seine Laune schlägt fortwährend um. Ich sagte es ihm. Und daß ich das nicht verstehen kann, warum so ein Erfolgreicher nicht einmal etwas Gewagtes tut, warum er, gleichsam, auf Schienen weiterlaufen muß, von einer grandiosen Clownerie zur nächsten und ähnlichen.

Aber für mich ist es so gut, als hätte ich ihn in dem Napoleon-Film schon gesehen. Ich habe. Ich habe zwei Stunden lang den Charlie Chaplin den Napoleon spielen gesehen, sich in ihn hineinleben; ich sah sein Gesicht zur Maske Napoleons werden. Oh, dieses denkwürdige Gespräch! Ein dickes Buch möchte ich schreiben. —

Am Spieltisch.

Von Franz Molnar.

„Ich hatte einen Freund — ich nenne nicht seinen Namen — einen Husarenoberleutnant, mit dem ich zusammen in einem Zimmer wohnte. Der begann mir auch schon zuzureden, daß ich mich versehen lassen solle, als die Katastrophe erfolgte.“

Bei dem Worte Katastrophe verzerrte sich sein Gesicht ein wenig. Es war eine bittere und höhnische, in einem Lächeln sich auflösende Grimasse.

„Trinke“, sagte er, „jetzt kommt das Eigentliche.“

Ich trank und lauschte.

„Dieser Oberleutnant“, fuhr er fort, „mit dem ich zusammen wohnte, war der sympathischste Husar der Welt. Gutherzig, kühn in den Dingen der Welt unerfahren wie ein zehnjähriges Mädchen: hübsch, heiter, trinklustig und, was hier jetzt wichtig ist, der leidenschaftlichste Kartenspieler, den ich je getroffen habe. Es war kein großer Altersunterschied zwischen uns beiden; ich spielte aber trotzdem immer ein wenig Waterrolle bei ihm. Schon aus dem Grunde, weil ich damals noch ein viel soliderer Mensch war, weiß der Himmel; ich wollte eine große militärische Karriere machen. Ist ja gleich na. Geher wir weiter. Der Junge spielte wie besessen und verlor immer. Er steckte bis an die Ohren in Schulden. Damals mahnte ich auch nicht mehr so sehr, daß er nicht spielen solle, denn ich dachte, einmal wird er schließlich doch gewinnen, und dann kann er die Wucherer bezahlen. Aber er verlor weiter. Ich pflegte längst zu schlafen, wenn er nachts — vielmehr morgens — nach Hause kam rot vom Seki und vom Verlieren und wenn ich vom Traume au-schrak, sah ich, wie er den Rest zerknitterter Banknoten in das Schubfach seines Nachttisches warf, die Kleider vom Leibe riß und sich hinlegte. Manchmal fragte ich ihn: „Na?“ Die Antwort war stets dieselbe: „Verloren!“ Ich bitte dich, ich war seinetwegen verärgelt. Einmal aber kam ich auf eine Idee. Ich wünschte, ich

wäre nicht darauf gekommen. Ich beschloß, ihm, wenn er so betrunken einschliefe, jedesmal ein Päckchen von den ungezählt ins Schubfach geworfenen Banknoten fortzunehmen — er mußte ja doch niemals, wieviel Geld er heimbrachte — dieses Geld allmählich für ihn zu sammeln und eines Tages, wenn es eine hübsche runde Summe geworden war, ihm das Vermögen zu übergeben, und zu erzählen, wie ich es erspart habe. So geschah es auch. Der Junge schlief zu jener Zeit durchschnittlich zwei Stunden täglich, denn kaum war er nach Hause gekommen, mußte er morgens schon zum Dienst. Er schlief wie ein Stück Holz, im Moment, wo er sich ins Bett geworfen hatte. Dann setzte ich immer ein paar Minuten zu warten, streckte dann aus meinem Bett die Hand nach dem zwischen beiden Betten stehenden Nachttisch aus, zog leise das Schubfach heraus, und so dem Gefühl nach abwägend, wieviel es war, nahm ich eine Handvoll Scheine heraus und legte sie in mein eigenes Schubfach herüber. Das ging so wochenlang. Niemals bemerkte er, daß ein Schein fehlte. Einmal aber passierte folgende Sache: Wie gewöhnlich kommt er gegen Morgen heim und beginnt sich auszuziehen. Er wirft einen Haufen zerknitterten Geldes in das Schubfach. Ich wache auf, frage: „Na?“ Da sagt er bitter: „Gewonnen!“ Damals hatte sich bei mir schon ein ganz nettes Vermögen für ihn angesammelt. Ich weiß nicht, wie spät er sein mochte; Tatsache ist, daß es gerade zu dämmern anfing, es war ein ganz klein wenig hell im Zimmer. Er legt sich hin, schläft ein. Ich warte ab, bis er tief und regelmäßig zu atmen beginnt und dann greife ich langsam nach seinem Schubfach. Ich schiebe das Schubfach zurück, und so, im Bette liegend, bei diesem sehr spärlichen Dämmerlicht, beginne ich zu gucken, wieviel ich eigentlich herausgegriffen habe. Wie ich so das Geld halte, bemerke ich plötzlich, daß sich der Rhythmus meines Atmens verändert. Schon da spürte ich etwas Kaltes in der Brust. Langsam wende ich den Kopf zu ihm, da sehe ich, daß er nicht schläft. Sein Kopf liegt ruhig auf dem Kissen, aber die Augen sind weit geöffnet und sehen mich an. Mein erster Gedanke war, er sei gestorben, so starr, so unbeweglich, so sehr stumm und atemlos hatte er den Blick auf mich geheftet. Und ich sah seine Augen. Das dauerte lange. Dann sprach ich ihn leise an. Er antwortete. Die ganze Unterhaltung bestand nur daraus: „Bist du wach?“ „Ja“, antwortete er.

Ich zündete die Lampe an, das Geld in der Hand. „Na“, sage ich zu ihm, „du sprichst gar nicht?“ — „Nein“, sagte er leise, sehr traurig. Ich bitte dich, ich setzte mich im Bett auf und begann nachzudenken, die Scheine in der Hand. Zu jener Zeit hatte er mich wiederholt gefragt: „Wie kommt es nur, daß du dein Geld so klug einzuteilen verstehst? Wir stecken alle bis an den Hals in Schulden, und du bist ganz schuldenfrei.“ Sollte ich jetzt anfangen, ihm zu erklären, daß ich für ihn das Geld jede Nacht aus seinem Schubfach gestohlen hatte? Jetzt weiß ich, daß jenes Zögern eine große Dummheit gewesen ist; damals aber war der Augenblick so, daß ich dir jetzt noch schwöre: wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, ich hätte niemals das Märchen von dem geistreichen Freunde geglaubt, der auf diese Weise dem Spieler helfen wollte. Diese Idee an sich war inkorrekt und zog ihre Strafe nach sich. Aber da war es schon zu spät. Wenn er mich wenigstens angeschrien hätte! Aber mich quälte es, daß er mich lange beobachtete: sicherlich hatte er die ganze Schubfachgeschichte angesehen, und als sich unsere Blicke schon begegneten, da sagte auch er nichts, sondern schaute mich nur mit einer tiefen Traurigkeit an. Also, ich bitte dich, ich wandte mich ihm zu und sagte: „Du, ich sage dir auf mein Offiziersehrenwort, daß ich jede Nacht Geld aus deinem Schubfach nehme und hier in meinem Schubfach für dich spare, damit ich dich, wenn es schon so viel geworden ist, damit überraschen kann.“ Dann öffnete ich mein Schubfach und zeigte ihm das Geld. „Großartig“, sagte er, aber sein Lächeln war nicht aufrichtig. Ich nahm den Haufen Banknoten aus meinem Schubfach und legte ihn auf

seinen Nachttisch. „Da,“ sagte ich, „soviel ist bis jetzt zusammengekommen.“ Er gab keine Antwort. Er lächelte. Sage nur, war da etwas zu machen? Nein. Mein Schubfach war noch offen, ruhig griff ich hinein und nahm meinen Revolver heraus. Das war die Gelelei Nummer zwei. Aber damals konnte ich nichts anderes tun. Er stürzte sich natürlich auf mich und wand mir den Revolver aus der Hand. Das geschah gerade, als ich am unpopulärsten war, wegen des Rado. Eine Woche darauf trat ich aus der Armee aus. Du hast recht getan, daß du mich fragtest, warum ich ausgetreten bin. Dann hätte ich es vielleicht niemals erzählt. So habe ich es, wie du siehst, erzählt. So kam das, mein Junge.“

Er war milde vom Sprechen, stand auf, nahm einen großen Schluck Kognak, zündete sich eine Zigarette an und begann in dem kleinen Zimmer auf und ab zu gehen. Ich aber — vielleicht geschah es automatisch, so oft hatte ich gelesen, daß man das zu tun pflegt, wenn der Erzähler seine Erzählung beendet — kniete vor dem Ofen nieder und stopfte soviel Holzscheite hinein, wie ich nur hinein bekam.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Paul Zolnah, Wien, der Novelle: „Die Dampfzelle“ von Franz Molnar im Auszug entnommen. Dieser Auszug befindet sich auch in dem Jahrbuch des Verlages für 1928.)

Das Martyrium der Indios.

Aus: „Auf den Spuren der Azteken“ von Alfons Goldschmidt.

Verarmung des Landes durch prunkvolle Kirchenbauten.

Im ersten Jahrhundert der spanischen Herrschaft bauten die Katholiken so viele Kirchen in Mexiko, daß die Ackerarbeit schwer darunter litt. Das heißt, sie bauten die Kirchen nicht selbst, sondern ließen sie von den Indios bauen. Sie machten nur die Pläne, während der Indio die Arbeit tat. Der Indio holte aus den Minen stöhnend das Silber und das Gold für den Kirchenbau, und dann schleppte er noch die Steine, dann mörkelte er noch, ließ sich antreiben und peitschen, mußte froh sein, wenn er Zeit fand, das wenige Maiskorn zu bauen, das er brauchte, um nicht zu sterben. Wo nur eine Bekehrungsmöglichkeit winkte, da wurde eine Kirche errichtet.

Oft kennt man den Namen der Kirchenarchitekten nicht, obwohl die Kühnheit des Baues und die wundervolle Filigranarbeit im Innern nur von einem großen Künstler stammen können. Aber so eindrucksvoll auch der Bau von außen ist, wenn er sich wie eine verfeinerte Verlängerung des Felsens darbietet, das Innere sättigt dich bald. Es wird bald zuckerförmig, die Augen tränen dir, du kannst diese Hunderttausendfüßigkeit der Schmückungen nicht ertragen. Das geschieht dir beispielsweise beim Besuch der Valencianakirche in Guanajuato. Diese Kirche steht über der Valencianamine, die einst die reichste Silbermine der Gegend war. 300 Millionen Pesos soll der Graf von Hul aus dieser Mine gewonnen haben. Einen Teil dieser ungeheuren Summe hat der Graf zum Bau der Kirche verwendet, die dem heiligen Kajetan geweiht wurde. Der heilige Kajetan war der Begründer des Ordens der Theatiner. Es war das ein Orden der Adeligen, aus dem viele Kirchenherren hervorgingen. Der Graf von Hul hat wohl nicht ohne Absicht dem Gründer dieses Ordens die prachtüberladene Kirche gewidmet. Denn der hohe spanische Klerus hat in Mexiko immer schützend vor den Gold- und Silberminen gestanden. So konnte der Graf von Hul in aller Ruhe die ungeheure Ausbeute machen, von der ich sprach. Von der Plattform dieser Kirche hat man einen ganz herrlichen Blick über die Silberberge von Guanajuato. Wenn du nicht die blutige Geschichte dieses Bergbaues kennst, so dringt kein Ton zu dir nach hier herauf. Es ist dann alles, aus Vergangenheit und Gegenwart, ein einziger wunderbarer Friede, der heiter begrüßt wird von Rosen und Margueriten, die um die Kirche blühen, und von herrlichen Bäumen im Pfarrhof nebenan. Du brauchst aber nur eine schwere Truhe zu betrachten, in die Löcher gehauen sind, um gleich in die Wirklichkeit zurückzufinden. Du weißt dann, welche schwere Kämpfe hier gefochten haben und daß das Silber dieser Minen bis heute glückbringendes Metall nicht gewesen ist.

Unzählbar fast sind die Häuser für Christus, Maria und die Heiligen. Auf tausend Hügeln und Bergen stehen sie, in allen Ebenen, an Waldbrändern, an Abgründen; wo sich nur der Klerus festsetzen konnte, hat er Kirchen in Mexiko gebaut, die oft genug umtost waren von der Revolution. Hunderte von Klosterbauten gibt es in Mexiko. Es sind oft kleine Städte mit vielen Gängen, Plätzen und Kapellen und mit Nesten alter Wandgemälde, die schon der Schimmel freiläßt. Da ist der Konvent Churubusco bei der Stadt Mexiko, der inmitten großer Park-

Gemüse- und Obstanlagen steht. Es ist ein riesiges Gebäude, an dem eine kleine Majolikakapelle klebt. Das Gebäude zieht sich um einen entzückenden Hof, der Drangenhof genannt wird, nach den Apfelsinenbäumen, die in ihm noch immer die fastigsten Früchte tragen. Wenn die Maler fort sind, die Tag für Tag die Trunkenheit abpinseln, wenn die Galerie um den Hof leer von Menschen ist, dann atmest du hier eine duftende Ruhe ein, wie selten sonst in der Welt. Aber nicht immer war es so still in diesem Hof. Als die Nordamerikaner das Kloster berannten, da war kein Gedanke an Psalmmodieren und an Wandeln durch die Klostergänge, das Gebetbuch auf den gefalteten Händen. Noch heute sind Spuren dieses Kampfes zu sehen. Aber am schönsten war der Drangenhof, als ein Indio mit breitem Hut am Eingang stand, und so zwei Welten feierlich sprach. Der Indio rührte sich nicht, er stand am Eingang zum Drangenhof des Konvents mit derselben herben Duldsamkeit, mit der er die Bein des Spanierdruckes durch Jahrhunderte ertragen hat. Und als ich näher hinsah, da mußte ich, daß die lebendige Ruhe des braunen Menschen stärker ist als die tote Ruhe des Steins. Ich mußte, daß diese stille Kraft siegen wird, auch über Festungen, die für Ewigkeiten gefügt scheinen ...

Der betende Mörder Cortez.

„Mexiko, das Land der ewigen Revolution, Räuberland, Banditenland, wer will dort leben, wer verhandeln, handeln mit ihnen wie mit Europäern, wer will Vertrauen haben und nicht Verachtung vor diesen Menschen?“ Dieser Stumpfmann wurde und wird gesprochen, geschrieben, er ist die sogenannte „öffentliche Meinung“ in Europa. Kennntlos, mitleidslos, ohne Sinn für Entwicklungsursachen und -folgen, träufeln diese Schwärzer, Ausbeuter und Gewissenlosen Gift und Jauche auf ein Volk, dessen Lebensgang eine einzige blutige Glorie ist. Ein Golgathagang schon vor der Ankunft des Erpressers Cortez, des Händlers mit Wehrauch, des betenden Mörders, der von seiner eigenen Bier, von Eifersucht und dem Goldhunger der spanischen Krone nach Mexiko getrieben wurde, in ein Land, das ihn nicht gerufen hatte, ihn freundlich aufnahm, und in dem er sich führte wie ein Schlächter. Gold, Silber, Sklaven und die Kirche drüber, das war Zweck und Sinn der Eroberung Mexikos. Zerstörung alter Kulturen, Ackerraub, Verdummung von Millionen, Dezimierung einer dichtgedrängten, fruchtbaren Bevölkerung, Aufspaltung ungewünschter Religionen und Verwaltungen, grausamster Systemwechsel, Zerstörung des Aufbaues aus Jahrhunderten, Seelenvergiftung, Vernichtung der Scham und des Gewissens, Druck bis zur Untragbarkeit, bis diese zu Tieren gebeugten Millionen sich auf ihre Menschenwürde besannen, aufstanden und die Freiheit erkämpften ...

Geistliche Millionäre.

Ein klerikaler spanischer Geschichtsschreiber erzählt, daß noch anfangs des 19. Jahrhunderts die spanische Geistlichkeit in Mexiko Eigentum im Werte von mehr als 150 Millionen Pesos, das heißt mehr als 300 Millionen Mark, hatte. Mehr als 8 Millionen Pesos Rente zog der Klerus jährlich aus diesem Besitz. Der Bischof von Mexiko bezog 130.000 Pesos oder 260.000 Mark, der Bischof von Puebla 110.000 Pesos, der Bischof von Michoacan ebenfalls 110.000 Pesos, der Bischof von Jalisco 90.000 Pesos, und so fort. Das bedeutete eine Ausblutung des braunen Ackermenschen ohnegleichen, eine Pressung, so entsetzlich, so knebelnd und tödend, daß die Revolution kommen mußte. Im Jahre 1787 wurden die Jesuiten außer Landes getrieben. Es war die erste Bauernbewegung gegen Spanien, und 43 Jahre später erhob sich Miguel Hidalgo y Costilla, dessen Denkmal noch heute in allen Städten Mexikos steht, an der Spitze von 50.000 Indios gegen Spanien.

Aber Hidalgo wurde geschlagen. Das Elend begann noch einmal, bis Benito Juarez das spanische Vizekönigtum in Mexiko endgültig befeitigte. Doch mit diesem Unabhängigkeitsiege war der braune Bauer, der Proletarier Mexikos, noch nicht frei vom Druck. Er hatte zwar die Ketten abgeworfen, aber nun kam das Kapital über ihn. Der Acker gehörte ihm noch immer nicht. Noch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts arbeiteten Millionen landloser Indios auf den 11.000 Großgütern, die sich immer noch vermehrten. Millionen Kapitalsklaven schufteten für eine dünne Schicht, aber für eine Schicht, ausgestattet mit „allen Errungenschaften der Neuzeit“. Unterstützt von dem Diktator Porfirio Diaz, der mehr als 30 Jahre die Arbeitskraft knebelte, die Löhne drückte, das Land ausjog zugunsten auswärtiger Kapitalisten und einer kleinen Gruppe von Raubgetreuen den sogenannten „Bisnesshastern“. Seit dieser Zeit ist die Bezeichnung „Wissenschaftler“ für das mexikanische Volk ein Wundertitel. Von 1800 bis fast zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat der Lebens-

standard des braunen Beonen, des Ackerindios in Mexiko, sich kaum gehoben. Im Gegenteil, die miserablen Löhne stiegen gar nicht oder nur langsam, die Preise der Lebensnotwendigkeiten dagegen schnell. Ein Hektoliter Mais kostete im Jahre 1850 87 Centavos (ein Centavo ist gleich zwei Pfennig, ein Peso gleich zwei Mark), im Jahre 1891 aber 2,12 Pesos. Mais ist die Hauptnahrung des Indio. Im Jahre 1886 war der Durchschnittstageslohn des mexikanischen Bauern 25 Centavos gegen 1,50 Pesos in den Vereinigten Staaten. Die Arbeit des weißen Bauern in den Vereinigten Staaten galt, in Weizen umgerechnet, fünfzehnmal mehr als die Arbeit des braunen Beonen in Mexiko; in vierzehn Tagen erarbeitete der braune Acker Mensch nicht mehr als der weiße Acker Mensch in einem Tage. Noch immer starben die Indios Hungers. Inmitten eines überreichen Landes siechten sie dahin, wenig unterschieden von Tieren. Der braune Tagelöhner auf dem Acker konnte in der spanischen Kolonialzeit etwa 36 Hektoliter Mais mit einer Arbeitsleistung von 250 Tagen kaufen, im Jahre 1891 mit derselben Arbeitsleistung 42,50 Hektoliter, aber im Jahre 1908 nur 23,51 Hektoliter. Der Tagelöhner der Kolonialzeit konnte für seine Arbeitsleistung soviel kaufen, wie der französische Tagelöhner im Anfang des 20. Jahrhunderts. Aber im Jahre 1908 hatte die ungeheure Arbeitsleistung des Indio nicht mehr Kaufkraft als die des französischen Ackerklaven zur Zeit der absoluten Herrschaft im Mittelalter. Die soziale Situation des braunen Arbeiters Mexikos war bis in die letzten Jahrzehnte grauenhaft ...

Gegen den Zug der Zeit.

Als die erste Eisenbahn in Mexiko gebaut wurde, rannten die Indios gegen diesen Strang, von dem sie die Zivilisation fürchteten. Die Eisenbahn traf den Bauern ins Herz, sie raubte ihm Ruhe und Acker. Es ist der alte Kampf der „Eingeborenen“ gegen die Europa-Maschine. Es ist der Zusammenstoß zweier Intensitäten. Die Maschine ist voll von Angriffsinintensität, der Bauer wehrt sich, auch wenn er angegriffen.

Die Überfälle auf Eisenbahnzüge sind überfallen auf diesen Zug der Zeit. Will man den einfachen, gequälten, acker hungernden, braunen Mann beschuldigen, weil er ein Dach sucht? Schrecklich ist das Verbrennen der Reaktion in Mexiko. Sie wird keine Freude daran haben. Der Indio ist bereit, zu sterben, simpel, und wie seine Todesgötter aus Stein, mit Türken und Blumen geschmückt. Er ist kein Lenin, kein Stoiher, kein Tolstoi, aber er ist eine unheroische Kreatur, eine große Kraft. Gräßlich oft ist seine Wirkung, und dennoch ist seine Seele gut.

Kein Mexiko-Historiker hat so die Schmerzen des Landes gefühlt und gemalt, wie der Dichter Heinrich Heine. Keiner hat die Brutalität der Eroberer so klar erkannt und gestraft. Untergehend in Mexiko, droht der Gott:

Mein geliebtes Mexiko,
Nimmermehr kann ich es retten,
Aber rächen will ich furchtbar
Mein geliebtes Mexiko.

Das Liebesleben der Fische.

Mancherlei eigenartige, hübsche und komische Züge lassen sich von dem Liebesleben der Tiere erzählen. Am fremdesten ist uns allen wohl das Verhalten der Fische in diesem Zustand. Mancherlei Märchen werden darüber erzählt; doch lange blieb das Geheimnis der gläsernen Tiefen verborgen. Daß die Fische sich vermehren mußten, wie es dabei zugeht, blieb verborgen, es wurden die absurdesten Erzählungen verbreitet, die aber dennoch überall Glauben fanden, sodaß die Forschung mit mancher irrigen Anschauung aufräumen mußte, als es ihr gelang, auch die Fische in ihrem Liebesleben zu beobachten.

Sehen wir uns zunächst einmal den Karpfen an, diesen erstaunlich fruchtbaren Fisch, der vor-mals als „Cyprinus“ der Liebesgöttin Aphrodite heilig war. Der Karpfen wird im dritten Jahre seines Lebens fortpflanzungsfähig und legt eine Hochzeitskleid an — es entwickeln sich nämlich bei den heiratslustigen Junggesellen in dem schleimigen Hautüberzuge auf Scheitel, Wangen und Kiemenbeckel kleine weißliche Warzen. Er steigt aus dem Schlamm, wo er sich sonst mit Vorliebe aufhält, im Fluß empor und sucht sich dicht mit Wasserpflanzen bestandene Stellen, um hier die Laichzeit zu verleben. Ein Karpfenweibchen legt in einer Laichperiode etwa 300 000 Eier ab.

Sehr eigenartig sind die Brautfahrten des Karpfes. Die Tiere schließen sich nach Alter und Geschlecht zu gesonderten Schwärmen zusammen und schwimmen Tausende von Kilometern weit. Auch sie legen ein hochzeitliches Kleid an, indem sie sich dunkler färben und auf Seiten- und Kiemenbeckel rote Flecken bekommen. Alte Männchen, die schon etwas für ihr Aussehen tun

müssen, bekommen ein prachtvoll gefärbtes Kleid, indem nicht nur der Bauch sich purpurn rot färbt, sondern sich auch auf dem Kopfe Ritzacklinien bilden, die sich, aus roten Flecken entstehend, scharf von der bläulichen Grundfarbe abheben. Auch erhalten After-, Bauch- und Schwanzflosse einen rötlichen Schein. In den Monaten Oktober bis Februar sucht sich das Weibchen, das meist von einem ausgewachsenen und vielen jungen Männchen begleitet wird, eine feuchte, sandige oder kiefige Stelle, wo es sein Bett aushöhlt. Und zwar besorgt es dieses Aushöhlen allein mittels des Schwanzes, während das Männchen auf der Lauer liegt, um Nebenbuhler abzuwehren. Sobald das Weibchen Eier zu legen beginnt, eilt das Männchen herbei, um diese zu befruchten. Die befruchteten Eier werden dann von dem Weibchen durch eine Schwanzbewegung mit einer dünnen Sandschicht überdeckt, worauf sie im Regen fortfährt. Alle Lachse sind so eifersüchtig auf etwaige Nebenbuhler, die an dem Befruchtungsgeschäft teilnehmen wollen, daß sie zu erbittertem Angriff übergehen. Nicht selten kommt einer der kämpfenden Rivalen dabei ums Leben. Doch wird das Weibchen durch das Auftauchen der Mitbewerber angeregt, immer neue Eier zu legen. Die Junglachs sind ihr indessen eben nur zum Klirt gut genug, denn man hat beobachtet, daß das Weibchen, wenn die beiden alten Kämpen etwa sich gegenseitig ums Leben gebracht haben, sich nicht mit den Junglachsen begnügt, sondern ihr Laichgeschäft unterbricht, nach dem nächsten Tümpel schwimmt und sich wieder einen ausgewachsenen Lachs holt, unter dessen Beistand sie dann weiter laicht. Nachdem sie so für ihre Fortpflanzung gesorgt haben, sind die Lachse so erschöpft, daß sie nicht mehr jagen und schwimmen können. Sie lassen sich nur vom Wasser in den nächsten Tümpel treiben, um hier so lange zu bleiben, bis sie wieder einigermassen zu Kräften kommen. In dieser ganzen Fortpflanzungszeit nehmen sie fast gar keine Nahrung zu sich.

Ganz ähnlich verhält sich die „liebliche Forelle“, doch ist sie so poetisch, für ihr Brutgeschäft Mondscheinmächte zu bevorzugen.

Auch den Räuber unter den Fischen, den Hecht packt die Liebe. In den ersten Monaten des Frühlings wird er blind und taub, so daß man den sonst so vorsichtigen Fische mit den Händen fangen kann. Liebe macht blind. Der Hecht fällt dadurch auf, daß er sehr viele seiner eigenen Jungen frisst; ebenso verpeisen die kräftigeren unter den Geschwistern die zarteren. Natürliche Auslese.

Die meiste Beachtung aber verdienen die Piliputaner unter den Fischen, die Stichlinge. Hier baut das Männchen, das zur Fortpflanzungszeit in den schönsten Farben prangt, ein regelrechtes Nest. Im sandigen Grunde oder zwischen Wasserpflanzen wählt es zur Laichzeit eine geeignete Stelle und schleppt Wurzeln und Teile von Wasserpflanzen herbei, oft aus größerer Entfernung, schichtet das Bauholz sorgfältig auf, gibt ihm die gewünschte Rundung, indem es langsam über die mit Sand befestigten Teile hinwegschwimmt und sie dabei aneinanderkittet, indem es aus dem Unterleib einen Klebstofftropfen ausscheidet, der die Baumaterialien zusammenleimt. Das fertige, oben festgeschlossene Nest hat etwa eine Faustgröße und einen seitlichen Eingang; der Stichling hat mehrere Tage an seiner Fertigstellung zu tun. Gegen jeden Eindringling verteidigt er sein Heim erbittert. Hat er seinen Bau fertig, versucht er ein Weibchen herbeizulocken, das er unter vielen Liebhosungen in das Brautgemach führt. Er umschwimmt es in allen Richtungen, begibt sich dann in das Nest, legt er aus und kommt wieder heraus, um die Gattin mit Stößen der Schnauze ins Innere zu treiben. Will sie nicht autwillig sich fügen, so nimmt er sogar die Schwanzflosse oder sogar den Stachel zu Hilfe, um die Widerspenstige zu zähmen. Gelingt es nicht, so holt er sich ein anderes Weibchen. Geht das Weibchen aber in das Nest hinein, so legt es zwei bis drei Eier, bohrt sich auf der dem Eingang entgegengesetzten Seite ein Loch in die Nestwand und schlüpft wieder hinaus. Am nächsten Tage geht der Stichling wieder von neuem auf Brotschau und bringt wieder ein Weibchen mit, so treibt er es weiter, bis die genügende Anzahl Eier vorhanden ist. Während des Legens ist er im Nest, reibt sich an dem Weibchen und streicht dann über die Eier hin, um sie zu befruchten. Sorgfältig wacht nun der gute Vater bei den Eiern, daß ihnen kein Schaden zugefügt werde. Auch die ausgekrochenen Jungen beschützt er in vorbildlicher Weise, bis sie soweit sind, daß sie selber für ihre Nahrung sorgen können. Mit dem Augenblicke nimmt er das Leben eines gewöhnlichen Stichlings wieder auf und tritt aus seiner Sonderstellung heraus. Eines der wenigen Beispiele für umsichtige, väterliche Fürsorge für die Nachkommenschaft im Tierreich!

Die Schraubenmutter.

Eine Fabel nach dem Russischen von Siegfried Bergengruen.

Seht, seht, seht!
Mit Lärmen und Singen, mit Stampfen und Klängen — seht, seht, seht — so arbeitet die Fabrik, die Fabrik! Seht!

Voran als Quelle der Kraft, der Dynamo: „Uch, uch, uch!“

Daneben alle zur Eile treibend, der Motor: „Och, och, och! Vergesst mich nicht! Ich bin nichts Nebenständliches! Ich bin ein Sechszylinder! Ich bin selbstbewußt!“

Und ann, an allen Seiten, sich in den schlanken Hüften wiegend, die Hebelarme und Achsen und Transmissionen: „Ach, ach, ach!“

Endlich, von niemand bemerkt und beachtet, die Schraubenmutter. Schweigend in ihre bescheidene Arbeit vertieft. So eine ganz kleine!

Seht, seht, seht! So arbeitet unermüdet, jahraus, jahrein, die Fabrik.

Aber einmal sollte irgend wohin ein Delegierter gewählt werden. Und da rief ein jeder: „Ich, ich, ich! Ich bin klüger als alle!“

Die Schraubenmutter hörte und hörte und wagte es kein einzigesmal, den Frieden der Versammlung zu stören. Erst als die Reihe offensichtlich auch an sie gekommen war, bat sie bescheiden ums Wort.

Da aber erhob sich ein gewaltiger Tumult. „Freiheit, Freiheit, Freiheit!“ schrien alle wütend durcheinander.

„Wenn jemand so klein ist und eine so nebenständliche Stellung bekleidet, darf er keine eigene Meinung haben! Dann muß er schweigen!“

Und die großen Maschinen verweigerten der kleinen Schraubenmutter das Wort.

Die Schraubenmutter regte sich keineswegs darüber auf, daß man sie beleidigt hatte. Sie sagte nur: „Ach... so?“ nahm ihr Arbeitsbuch unter den Arm, drückte die Milze ins Gesicht und verließ die Versammlung.

Als am andern Tage die Fabrikspeise verstumm war, versuchten die Maschinen wie gewöhnlich das Werk in Gang zu bringen.

„Tsch, tsch, tsch! Vorwärts! — Es geht ja so schwer! Nehmt alle Kräfte zusammen! Faßt an, ihr Brüder! — Uch, uch, uch!“

Der Schweiß rinnt in Strömen, die Achsen stöhnen, die Motoren und die Dynamos knirschen. Aber das Werk geht weder rückwärts noch vorwärts!

„Woran liegt es? Wo steckt das Geheimnis? Was ist denn los?“

„Schau! Die kleine Schraubenmutter fehlt! Man kommt ohne sie doch nicht aus. Es geht so nicht weiter!“

Und alle Maschinen, auch die ganz großen und bedeutenden, gingen schuldbewußt auf ihren plumpen Gußstößeln zur kleinen Schraubenmutter in die Wohnung. Und mit höflichen Verbeugungen, wobei sie sich fast das Rückgrat zerbrachen, baten und schmeichelten sie:

„Verzeiht uns, Bürgerin... verzeiht!“

Die Schraubenmutter reckte und streckte sich, klingelte mit ein paar eisernen Nieten in der Tasche, schob die Milze wieder ins Genick und sagte dann, während sie sich zur Arbeit aufmachte, ein wenig spöttisch über die Schultern: „Na also! Da habt ihr den Salat!“

Frauenarbeit in der Technik.

Frau und Technik: Für viele schließen diese beiden Worte zwei voneinander vollkommen getrennte Begriffe in sich, die keine inneren Zusammenhänge aufweisen. Und doch ziehen unzählige feine Fäden von einem zum andern. Ein Rückblick in die Geschichte der Frauenbewegung kann, wenn er wirklich tiefgründig und objektiv sein will, nicht an der Geschichte der Technik vorübergehen. Die Entwicklung der Frau, dieser aus kleinen Anfängen immer breiter und gewaltiger sich ausdehnende Strom, ist zu allen Zeiten der Kulturgeschichte von den Quellen gespeist worden, die oft verborgen und unter der Oberfläche sprudelten, bis sie in großen, weltumgestaltenden „chnischen Erfindungen ans Licht des Tages traten.

Urzeit.

Blättern wir das große Buch der Weltgeschichte zurück und werfen wir einen Blick in die Urzeit des Menschen. Wir sehen die primitiven Anfänge der Technik, wie sie in grandiosem Aufschwung von der Bearbeitung des Steins bis in die Werkstätte des geheimnisvollen Zaubers, wie ihn die alten Literaturdenkmäler schildern, in das Reich des Schmiedes fortschreiten. Die Geschichte der Frau steht in engstem Zusammenhang mit dieser Entwicklung. Das primitive Steinmesser dient ihr zum Zerbrechen der Felle, die der Mann bei der Jagd erbeutete, um wärmende Kleider zuzuschneiden. Mit Hilfe des

Steinbeils zerteilt sie das Fleisch der Tiere, mit dem Faustkeil zerstampft sie Knollen und Körner. Und als die unterirdischen Quellen immer lebhafter und immer intensiver strömen, als die Technik zu immer neuen Errungenschaften und Erfindungen vordringt, da liegen in den Händen der Frau die bedeutendsten kulturellen Errungenschaften der damaligen Zeit. Sie ist die Hüterin und Bewahrerin des Feuers, sie bedient die primitive Töpferscheibe, um auf ihr Gefäße und Krüge zu formen, sie mahlt in der einfachen, aus zwei Steinen gebildeten Handmühle das Getreide, um es zur Nahrung verwendbar zu machen. Für ihre damalige Stellung in der Kulturgeschichte ist die Erzählung Livingstones, des bekannten Afrikaforschers, bezeichnend, der von einer Hungersnot primitiver Eingeborener erzählt, die dadurch entstand, daß keine Weiber anwesend waren, die das Korn hätten mahlen können. Die Erfindung des Webstuhles erschließt der Frau ein neues, umfangreiches Gebiet, die Herstellung besserer Kleidung und Wäsche für sich und die ihren — eine schwere, mühsame Tätigkeit, die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch eine ihrer Hauptbeschäftigungen bildete. Die Frau war der Architekt, der Lehmklumpen auf Lehmklumpen häufte, der mit Hilfe von Weidenruten das Flechtwerk der Wände schuf, bis das primitive Haus erstand. Sie bereitete Flachs, sie braute Met und Bier, sie durchfurchte mit den einfachsten technischen Hilfsmitteln, dem kurzen Grabstock, der Steinhacke, den harten Boden, sie schnitt mit der messerartigen Sichel Gras und Getreide. So war die Stellung der Frau in der Urzeit ganz anders, als sie sich unter dem Einfluß eines romantisch gefärbten Geschichtsunterrichtes in unseren Köpfen widerspiegelt. Das völkische Ideal, die germanische Frau, die man zuweilen auf kitschigen, verlogenen Bildern im wallenden Gewand träumerisch am Herdfeuer sitzen sieht, war, im Licht der nüchternen Wirklichkeit gesehen, alles andere als beneidenswert. Sie war das Stütze der Familie und der Sippe, auf deren Schultern der Mann alle schweren, mühsamen, schmutzigen Arbeiten lud, die er selbst, als unumschränkter Herrscher, mit Verachtung von sich wies.

Sklavinnen der Technik.

Oftmals begegnet man der Meinung, der Stand des Proletariates und der proletarischen Frau seien „Errungenschaften“ des 19. Jahrhunderts. Ein Blick in die Geschichte der mittelalterlichen Frau dagegen läßt ein ganz anderes Bild vor unseren Augen entstehen. Wir blicken hinein in die Werkstätten der Klöster und Rittergüter, in denen oft Hunderte von hörigen Frauen zusammengeschichtet waren und vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht hinein spannen und webten, stüchten und nähten. Die Magd drehte den schweren Mühlstein, sie setzte die große, beschwerliche Handmühle in Bewegung. Sie schlepte mächtige Holzscheite zum Kamin, sie belud sich mit den Wassereimern und trug sie von der Quelle oder vom Brunnen in die Küche. Sie verrichtete draußen auf den Feldern die schwersten und mühevollsten Arbeiten im Dienst ihres Herrn oder des eigenen Gatten. Überall, in Haus und Hof, auf dem Feld und in der Küche, standen ihr nur primitive technische Hilfsmittel zur Verfügung.

Mit der Entwicklung und dem Ausblühen der Städte übernimmt der Handwerker die Funktionen der hörigen Arbeiterin. Die Gewerbe entstehen, die Zünfte grenzen sich voneinander ab. Aber bald zieht der Handwerker die Frau wieder als billige und unterwürfige Hilfskraft heran. Er verwendet sie als Näherin und Weberin, als Teppichwirkerin und Garnzieherin; die Frau ist Riemenschneider und Lohgerber, Radelmacher und Kristallschleifer. In Gemeinschaft mit dem Ehemann oder als alleinstehende Frau sucht sie auf diese Weise mit Hilfe der Technik, angewiesen auf technische Neuerungen und Verbesserungen, ihr Brot zu verdienen. Die gänzlich Mittellosen aber, die Proletarierinnen, wohnen in den Begienhäusern und waschen und spinnen, nähen und weben dort, ausgemergelte, verhungerte Gestalten, die mit dem niedrigsten Lohne zufrieden sind. Unmählich wird die Handwerkerin jedoch die gefährlichste Konkurrentin des Mannes, die er langsam abzuschütteln versucht. Es kommt soweit, daß Meister, die Frauen in ihren Werkstätten beschäftigten, honkottiert werden, daß es als moralisch minderwertige Handlung gilt, gemeinsam mit einem Weib zu arbeiten. Die von der Not und vom Hunger gepeinigten Frauen ziehen sich in ihre alte Heimstätte, in das Haus, zurück und versuchen, von hier aus Arbeit zu erhalten. Aus dem selbständigen weiblichen Handwerker entwickelt sich die Heimarbeiterin, eine Erscheinung desammers und des hilflosen Elends, ausgebeutet und bis zum letzten von mitleidslosen, geschäftstüchtigen Unternehmern ausgenützt. In

Krankheitsfällen und im Alter eine Beute der Verwahrlosung und des Hungers. An ihrer Seite stehen ihre Hilfskräfte, bleiche, unterernährte, schwindsüchtige Kinder, auch sie Werkzeuge ihrer Herren, auch sie Sklaven einer mißgeleiteten Technik, deren Ergebnisse sich auf einem Trümmersfeld menschlichen Lebens, menschlicher Arbeitskraft aufbauten.

Im Zeitalter der Maschine.

Diese mittelalterliche Welt wird von Grund auf durch die industrielle und gewerbliche Revolution erschüttert, die die Erfindung der Dampfmaschine mit sich brachte. Die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingeführte mechanische Spinnmaschine, der in kurzem Abstand der mechanische Webstuhl folgte, führen uns mitten in den Herrschaftsbereich der neuen technischen Errungenschaft. Unzählige Handarbeiterinnen, deren Tätigkeit jetzt überflüssig ist, unterwerfen sich der neugekrönten Königin im Reich der Technik. Die Maschine aber kennt in der Hand des Unternehmers kein Mitleid. Sie sieht nicht die Mutter, die, Angst und Verzweiflung im irren Blick, mechanisch die Spule bedient, während ihre Gedanken bei ihrem Kinde weilen, das ohne Schutz daheim zurückblieb. Eine unübersehbare Schar gebeugter Frauen, proletarischer Mütter, wandert so Tag um Tag in die Fabrik. Mit ihrem Eintritt in die Arbeitsfäle sind sie nicht mehr Mütter, sind sie nicht mehr Menschen. Sie sind nur noch billige Arbeitsware, wohlfeile, auf der Straße aufgefessene Arbeitskraft, die jederzeit wieder auf die Straße geworfen werden kann. Und wieder stehen, wie früher, kleine und halbweiche Kinder, bleiche junge Mädchen an ihrer Seite, die wie sie für einen Hungerlohn arbeiten. Ihnen allen brachten die neuen technischen Erfindungen keine Erleichterungen. Sie waren rechtlose und mehrlose Sklaven der Technik. In engen, lichtlosen Stuben sitzen ihre Schwestern, die Opfer der Heimindustrie. Statt der Nähmadel bedienen sie die Nähmaschine. Sechzehn, achtzehn Stunden, ja nicht selten sogar noch länger, sitzen sie täglich über ihre Arbeit gebückt, und der Fuß tritt unermüdlich den Antrieb der Maschinen, während Rücken und Leib vor Schmerzen zermüht werden, und der übermüdete, hämmernde Kopf zu zerspringen scheint. Draußen aber auf den Feldern, die sich vor der Stadt ausdehnen, auf den Äckern und Gutsböfen der Dörfer, bedienen die Landarbeiterinnen die Drechselmaschine, jäten das wuchernde Unkraut und durchfurchen den steinigen Boden. Sie wohnen zu Dutzenden in halbverfallenen Hütten oder Ställen, die von Schmutz und Unrat strotzen, und ihre Nahrung ist so menschenunwürdig, wie ihre Entlohnung. Auch sie sind Hörige und Untertanen, mehrloses und rechtloses Eigentum in der Hand ihrer Herren geblieben. In der Küche aber schaltet wie bisher die vielgeprüfene Hausfrau oder der weibliche Diensthote. Sie sind am wenigsten von dem neuen Zeitalter, von der Herrschaft der Maschine berührt worden. Mit den primitivsten technischen Geräten früherer Jahrhunderte ausgestattet, ist die Küche eine öde, ermüdende Treitmühle, ein Ort des Stumpfsinns und der sinn- und zwecklosen, ungeordneten Kleinarbeit. Das Los des weiblichen Diensthotes jener Tage steht an Härte und Schwere, an grausamer Ausnutzung der Arbeitskraft nicht hinter dem des Fabrikmädchens, der Heimarbeiterin und der Tagelöhnerin auf dem Lande zurück. Ihre Arbeitszeit ist ebenso unbeschränkt, ihr Lohn ebenso dürftig und ihr „Heim“ bildet eine niedrige, muffige, kleine Höhle, „Mädchenkammer“ genannt.

Das Erwachen.

Allmählich aber beginnt es unter der Oberfläche dieser dumpfen, geknechteten Masse zu gären und zu grollen. Der Schrei der proletarischen Arbeitsgenossen nach Brot und Freiheit, die große Parole der Vereinigung aller Besitzlosen, pflanzt sich unaufhaltsam in den Reihen fort und findet leidenschaftlichen und begeisterten Widerhall in Millionen von Frauenseelen. Wohl ist vieles noch unreif und unklar, und Berge und Wälle von Widerständen, von Verboten, von neuen Unterdrückungsmaßnahmen, türmen sich auf. Unerwarteter und unverrückbar aber bleibt das große Ziel bestehen: Es gilt, nicht abseits und in Konkurrenz mit dem Manne, sondern gemeinsam mit ihm das Joch abzuwerfen, es gilt, nicht durch Unterbietung der Löhne, sondern durch gemeinsame Lohnforderungen Verbesserungen zu erzielen, damit aus Sklaven und Sklavinnen der Technik freie Menschen werden, die an allen technischen Erfindungen und Errungenschaften als Mitbesitzer beteiligt sind. Nicht die Maschine ist der Feind, sondern die Gesellschaftsordnung, die alle technischen Errungenschaften in die Hand einiger weniger legt, die die Hilfsmittel der Technik in Hilfsmittel der Ausbeutung verwanandelt.

So stehen Frau und Technik seit Jahrtausenden

in engster Verbindung miteinander. Die Frau hat durch die unendliche Summe von Arbeitskraft, die sie der Technik gewidmet hat, ein Anrecht auf Anteilnahme an den Erleichterungen, den kulturellen Verbesserungen, die das Zeitalter der Maschine unaufhörlich erzeugt. Den Weg zu diesem Ziel aber kann sie sich nicht allein bahnen, sondern nur durch den gewerkschaftlichen Zusammenschluß, durch gemeinsame Arbeit mit den männlichen Parteigenossen. Andererseits hat aber auch die Technik ein Anrecht auf das Interesse und die Aufmerksamkeit der Frau. Die reaktionäre Auffassung, die Beschäftigung mit der Technik sei „unweiblich“, müßte in sozialistischen Kreisen endlich ausgerottet werden, ebenso wie die unbegründete, oberflächliche Meinung, die Frauen „verstünden nun einmal nichts von Technik“. Aufgabe jeder Frau — der in technischen Betrieben und Fabriken beschäftigten, wie der Hausfrau — ist es vielmehr, nicht gleichgültig und gedankenlos an technischen Fragen vorüberzugehen, sondern die Entwicklung gerade auf diesem Gebiet mit gespannter Aufmerksamkeit und Anteilnahme zu verfolgen. Denn nur durch ständige Vertiefung ihrer Kenntnisse und aktive Mitarbeit kann auch die sozialistische Frau zur Verwirklichung des großen sozialistischen Zieles beitragen: die Technik zu einer Helferin und Dienerin der Menschheit zu gestalten.

Weide meine Schafe!

Von Adam Wolewka. Deutsch von Leo Roszella.

Ein Gelehrter sagte in einer Schrift: Es gibt keine Hölle, und nur die Ewigkeit selbst ist die Hölle für die Missetäter.

Ein anderer meinte, daß es keine Hölle aus Feuer gäbe.

Ein dritter Gelehrter sagte: Es gibt keine Hölle, sondern im Verbrecher allein entsteht das Feuer, das ihn brennt und verzehrt.

Der Pfarrer Andreas blickte in die Flammen des Bunsenbrenners und erwochte die technische Möglichkeit eines „ewigen Feuers“.

Die nicht leuchtende Flamme vibrierte in durchsichtiger Glut.

„Gehet, ihr Verdammten, in das ewige Feuer!“

Halb zum Scherz, halb aus Ernst, beschäftigte er sich mit der technischen Seite des dogmatischen Problems.

Ich beobachtete ihn sorgsam.

Er sprach mit sich selbst.

Interessiert und mit der Aufmerksamkeit des Reporters, der ein sensationelles Interview mitteilt, verfolgte ich ihn mit den Augen.

Vor Freude rieb ich die Hände.

Andreas war Pfarrer in einer kleinen Fischeriedlung, einige Meilen von der Stadt B. entfernt, aber er beschränkte seine Seelsorgepflichten auf das Messelesen, dann fuhr er in die Stadt, wo er bis zur Dämmerung in seinem Laboratorium den Tag verträdelte.

Vor Jahren hatte er Chemie studiert und blieb bis zu seinem Lebensende den Experimenten und Retorten treu.

Vor einem Monat hatte ein lautes Echo in der Presse gefunden, was sich in der Bartholomäuskirche in jener Fischeriedlung ereignet hatte, wo eben Andreas Pfarrer war.

Man empfahl mir, ihn zu interviewen.

Ich gebe ehrlich zu, daß ich in dem Augenblick, wo ich die ersten Worte mit diesem Menschenwechselte, das eigentliche Ziel meines Besuches vergaß und es mir gleichgültig war, ob die Madonna den Kopf bewegt hatte oder die Hand, und welche Worte sie dabei gesprochen hatte.

Er selbst nahm mein gesamtes Interesse gefangen.

Hager und hoch gewachsen, von scharfem Profil, machte er den Eindruck eines Halbmonchs, eines Halbalmisten.

Er stellte die Frage:

„Interview?“

Bevor ich antworten konnte, nickte er mit dem Kopfe.

„Gut!“

Die alte Wirtschafterin, deren Gesicht von Pocken vorwärts wie ein Schwamm war, brachte das Frühstück, stellte das Tablett auf das kleine Rohrstischchen und blickte mit ihren schwarzen Augen schielend auf mich.

Pfarrer Andreas nahm Platz und las, ohne sich zum Essen anzuschicken, die Brotkrumen vom Tablett.

Auf dem Tisch stand ein Osterlamm aus Gips. Mein Partner knetete in der Hand das klebrige Brot und drehte aus ihm Kugeln, die er auf der langen, schmalen Hand dem weißen Lamm reichte, als wenn er es fütterte.

Er erzählte.

Während des letzten großen Sturmes gingen ungefähr dreißig Fischerkähne unter und fast fünfzig Fischer aus seiner Pfarodie, denn nur einige zehn von ihnen hatte der englische Dampfer aus dem Wasser gezogen. An die dreißig

Familien verloren den Lebensunterhalt, denn es waren nicht nur Familienväter untergegangen sondern es war auch das ganze Vermögen manches Fischers dahin — das Boot.

In der kleinen Kapelle der St. Bartholomäuskirche steht eine Madonnenstatue aus Marmor.

(Ich warf ein: „Ich weiß!“)

Einige Tage nach dem Sturm hing der alte Antonello, ein reicher Sardinienhändler, ein goldenes Boot als Opfer für die marmorne Madonna auf, die bewirkt hatte, daß er bei jenem Gang nicht teilgenommen hatte und wie durch ein Wunder dem Unglück entgangen war.

Da nun dreißig Familien in einer Nacht an die Schwelle der Noe gelangt waren, redete der Pfarrer Andreas dem alten Händler zu, statt Weihgeschenke aufzuhängen, den Unglücklichen eilends zu helfen.

„Ich bin selbst arm,“ stotterte er, „arm — povero diavolo — sehr, sehr arm. Der Madonna muß man — muß man — aber dem Nächsten nicht — nein!“

Er hing sein Boot inmitten der andern Bottingeschenke auf, sah die Madonna mit fanatischer finsterner Blick an und brüstete sich mit seiner Gabe.

Einige Zeit später, als die Trauermesse für die Seelen der Ertrunkenen gelesen wurde und die ganze Kirche von Seufzern und schier unmenschlichem Gestöhne widerhallte, geschah das Wunder.

Die Leute erstarrten vor Bestürzung, über die bleichen, vor Bestürzung versteinerten Gesichter flossen Tränen auf die in stummem Schrei geöffneten Lippen.

Es geschah das Wunder.

Die Madonna winkte mit der Hand. Die Bewegung war kurz, aber gut sichtbar.

Der bestürzte Ministrant bedeckte mit den Ellenbogen die Augen und läutete in der Betäubung wie toll.

Niemand hörte ihn, aber alle hörten die Worte der Madonna:

„Die Herzen tauscht und die Boote aus Gold gegen hölzerne Kähne ein.“

Der Pfarrer Andreas war damals in der Kirche nicht anwesend. Die Messe las der Vikar.

Drei Wochen darauf baute man dreißig Kähne, und dreißig Familien erhielten ein bescheidenes Vermögen.

Sogar der alte Antonello spendete freigebig Gold.

Die Freude betäubte die Armjüngel. Wetzend warfen sie sich auf den Boden der Boote, und lang ausgestreckt daliegend, küßten sie die Bretter.

Pfarrer Andreas brach ab.

Er blickte vor sich hin, dann lächelte er das weiße Lamm an und reichte ihm die Handfläche mit den Brotkugeln.

Blöcklich wendete er mit einer kurzen, scharfen Bewegung das Gesicht mir zu.

Sein Blick durchbohrte mich durch und durch. Ich fühlte, daß er etwas Ungewöhnliches sagen würde.

Er buchstabierte fast:

„Ich selbst habe dies Wunder bewirkt.“

Ich verlor die Sprache.

„Ein Wunder in des Wortes eigentlicher Bedeutung war es nicht gewesen,“ sprach er, sichtlich gedehnt, „das Wunder — ein Gauklerstückchen — habe ich gemacht.“

Er provozierte mich mit dem ruhigen Blick seiner schwarzen Augen.

„Ich werde Sie entlarven!“

Mit einem Wink fesselte er mich an den Stuhl. Er lächelte:

„Jetzt ist es schon zu spät. Die Spuren sind verwischt. Übrigens wird das Volk die Figur nicht zertrümmern lassen, und in solchem Falle werden auch die Karabinieri nichts ausrichten,“ las er dreist meine Gedanken.

„Aber das ist ja Betrug!“ stieß ich hervor, vermied aber seinen Blick.

Er stand auf und reckte sich, daß die Knochen in den Gelenken knackten. Und wuchs ins Riesenhafte. Die Linien seines Gesichtes wurden härter und schärfer.

Eine fanatische Flamme schoß aus seinen Augen.

„Ich vollbrachte eine gute Tat.“

„Weshalb wurden Sie nun Priester?“ fragte ich höhnisch.

Sein Antlitz wurde von Fanatismus aschgrau.

Vor mir stand ein mittelalterlicher Mönch.

„Der Orden!“ entgegnete er hart.

„Seid schlicht wie die Tauben und listig wie die Schlangen,“ kicherte ich schüchtern.

Er wurde nicht ärgerlich.

Still wie eine Maus zog ich mich zur Türe zurück. Er sah nicht zu mir hin.

Mit den gedrehten Brotkugeln fütterte er das weiße Lämmchen aus Gips.

Ich fühlte, daß er mit jemand sprach.

Und jener flüsterte ihm zu:

„Weide meine Schafe!“ ...